

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

WISSENSCHAFTSREIHEIT



(1) Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt.

(2) Diese Rechte finden ihre Schranken in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze, den gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre.

(3) **Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.** Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.

Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland Art 5

Angela Dorn

Hessens grüne Wissenschaftsministerin will CO₂-neutrale Hochschulen

Michael Hartmann

Eliten-Bildung in Deutschland wie in den USA und Frankreich?

Andreas Zaby

Der Präsident der HWR Berlin liebt Widersprüche



Arbeiten im Studentenwerk/ Studierendenwerk

Die 57 Studentenwerke und Studierendenwerke in Deutschland sind Dienstleister für Studierende und Hochschulen.

Wir bieten vielseitige Arbeits- und Ausbildungsplätze sowie Praktika in den Bereichen: Hochschulgastronomie, Wohnen, Studienfinanzierung, Beratung, Kultur, Internationales/Interkulturelles, Verwaltung, und Kinderbetreuung.

Bei uns beschäftigt zu sein, bedeutet: ein besonderes Arbeitsumfeld in Hochschulnähe, sinnvolle Tätigkeiten und die Verlässlichkeit des öffentlichen Dienstes.

Informationen und unsere aktuellen Stellenangebote finden Sie unter:

www.jobs-studentenwerke.de



Die **STUDENTENWERKE /
STUDIENDENWERKE**

Vielfalt statt Einfalt

In einem berühmten deutschen Volkslied heißt es: „Die Gedanken sind frei“. Das ging mir durch den Kopf, als wir diese Ausgabe DSW-Journal planten. Nur geht es uns hier nicht um die im Privaten, im Innersten beheimatete Freiheit der oder des Einzelnen, sondern um die Freiheit der Wissenschaft, die in Deutschland im Grundgesetz verankert ist – den Artikel 5 GG haben wir bewusst aufs Cover gesetzt. Unsere Leitfrage lautet: Was muss die Wissenschaft selbst in Deutschland tun gegen Populismus, Wissenschaftsfeindlichkeit und die Sehnsucht nach einfachen Antworten in komplizierten Zeiten, nach Schwarz-Weiß inmitten des vielen Graus unserer komplexen Wirklichkeit? Wie frei ist die Wissenschaft in Deutschland angesichts von Dauererregung in den Sozialen Medien und einem gesellschaftlichen Klima, das rasch in Wissenschaftsfeindlichkeit umschlagen kann? Unsere Autorin Christine Prußky hat für die Titelgeschichte Antworten zusammengetragen von den Spitzen der deutschen Forschung, aus aktuellen Kampagnen, aber auch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern selbst. Mir imponiert Bundesbildungs- und -forschungministerin Anja Kar-

**»Die Freiheit der Wissenschaft
müssen wir alle verteidigen«**

liczek, die sagt, wir alle müssten aushalten, dass es keine „einfachen Antworten und absolute Wahrheiten“ gebe. Oder Martin Stratmann, der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft: Unter seiner Führung geht die Wissenschaft in die Offensive und sucht bewusst den Dialog mit der Gesellschaft. Stratmann sagt: „Wir müssen mehr und nicht weniger kommunizieren.“ Christine Prußky selbst kommt zu einem Fazit, das ich nur unterstreichen kann: Die Gesellschaft muss ihre „Schirmherrinnenrolle“ gegenüber der Wissenschaft verstehen und annehmen. Das gilt für uns alle. Die Freiheit der Wissenschaft ist ein hohes Gut, das wir alle verteidigen müssen. Wir brauchen Vielfalt statt Einfalt!_S.12



Politik und Wissenschaft sind auf komplexe Weise aufeinander angewiesen und miteinander verschlungen. Wer auf dem einen oder dem anderen Feld, der Politik oder Wissenschaft, Karriere machen will, kommt um Hochschulbildung nicht herum – ein Allgemeinplatz, sagen Sie? Ja, aber einer mit sozialer Sprengkraft. Michael Hartmann, Deutschlands bekanntester Elitenforscher, zeigt in seinem vergleichenden Beitrag über die Elitenbildung in den USA und Frankreich, welche entscheidende Rolle die soziale, mitunter familiäre Herkunft spielt für eine Karriere in Politik und Wirtschaft. Und Deutschland steuert, so Hartmann, immer mehr auf amerikanische oder französische Verhältnisse zu_S.18

Zum Schluss zwei Hinweise in eigener Sache: Seit dieser Ausgabe stellt wieder der Journalist und Autor Christian Füller „13 Fragen“, diesmal Hessens grüner Wissenschaftsministerin Angela Dorn. Füllers Vorgänger, Bernd Kramer, wechselte zur Süddeutschen Zeitung. Vom DSW-Journal zur Süddeutschen: nicht schlecht!_S.40

Und bitte beachten Sie unsere neue Broschüre über die Arbeit der Studenten- und Studierendenwerke, die dieser Ausgabe beiliegt. Alles, was Sie schon immer über die Studentenwerke wissen wollten, komprimiert auf acht Seiten!



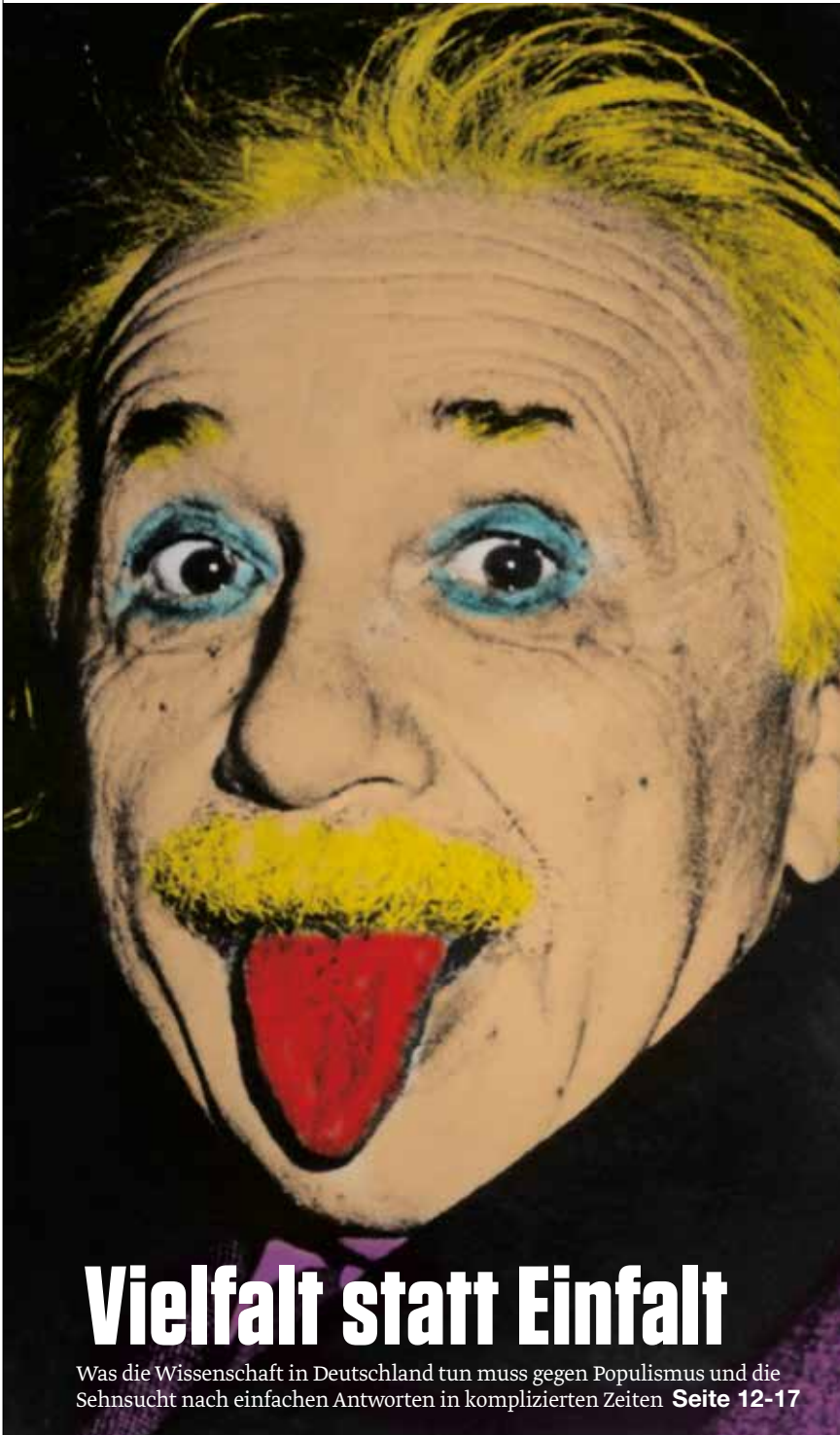
Eine anregende Lektüre dieses DSW-Journals wünscht Ihnen

Ihr

Achim Meyer auf der Heyde
Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
»achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de

POLITIK

PRAXIS



Mensa russisch

Wie man Pelmeni faltet: Das Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim zeigt's / 22-25

POLITIK

Eliten-Bildung

Der Eliten-Forscher Michael Hartmann vergleicht die USA, Frankreich und Deutschland / 18-21



PROFIL



Studi-Wohnen modern
Klug sanieren, schön bauen: Studierendenwerk Kassel, Studentenwerk Hannover / **26-33**



Andreas Zaby
Der Präsident der HWR Berlin setzt sich ein für Bildungsaufstieg / **34-37**

PERSPEKTIVE



Weder Markt noch Medien
Peter Weibel, Direktor des ZKM Karlsruhe, empört sich / **38-39**

STANDORT

Das Studierendenwerk Bonn wird 100 Jahre alt / **8-9**

STANDORT

FÜR GLEICHE CHANCEN
Das Studierendenwerk Bonn feiert 100-jähriges Jubiläum

FÜR EUER WOHL SEIT 1919

WIR WOLLEN LEISTUNGEN ZU FAIREN PREISEN ANBIETEN

Vor welchen Herausforderungen steht das Studierendenwerk Bonn?

Als eigenständiges Eigenheimwirtschafterwerk mit mehr als 50 Lagernschaften sind wir gefordert, Höchstleistungen zu erbringen. Unsere Aufgabe ist es, die Studierenden in ihrer Entwicklung zu unterstützen und ihnen die besten Voraussetzungen zu bieten. Dies ist eine große Aufgabe, die wir mit Leidenschaft und Engagement bewältigen werden. Wir sind stolz darauf, ein Teil der Geschichte der Universität Bonn zu sein und die Studierenden in ihrer Entwicklung zu unterstützen.



13 FRAGEN AN ...

Angela Dorn (Grüne), hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst / **40-41**



ICH BLEIBE AM BAFÖG DRAN

Post von Postlep: soziale Infrastruktur mitdenken!

Für DSW-Präsident Rolf-Dieter Postlep sind die Studierendenwerke Teil des Hochschulsystems / **42**



ALPTRÄUME ZUM WINTERSEMESTER-BEGINN ...



HEIKO SAKURAI

DARLEHENSASSE DAKA

»MainSWerk-Studiendarlehen«



v. l. n. r. Detlef Rujanski, Konrad Zündorf, Fritz Berger, Frank Zehetner bei der Unterzeichnung der Kooperation zwischen der Daka-NRW und dem Studentenwerk Frankfurt am Main.

6.000 EURO Seit dem Sommersemester 2019 vergibt das Studentenwerk Frankfurt am Main zinslose Darlehen an Studierende - die „MainSWerk-Studiendarlehen“. Bis zu 6.000 Euro können Studierende erhalten. Die Rückzahlung beginnt zwölf Monate nach Auszahlung der letzten Rate mit monatlich 150 Euro. Ermöglicht wird dieses Angebot durch die Kooperation des Studentenwerks Frankfurt am Main („MainSWerk“) mit der Darlehenskasse der Studierendenwerke (Daka), die diese zinslosen Darlehen bereits seit vielen Jahren in Nordrhein-Westfalen anbietet. Die Daka ist ein gemeinnütziger Verein und hat im Jahr 2018 insgesamt 859 Studierende mit Darlehen in einer Gesamthöhe von 5,54 Millionen Euro unterstützt. *ml*

» www.studentenwerkfrankfurt.de/bafög-finanzierung/finanzierung/mainswerk-studiendarlehen/

Foto: Kay Herschelmann

INTERNATIONALES

Hamburg – Toulouse



Françoise Bir, Geschäftsführerin des CROUS Toulouse-Occitanie, und Jürgen Allemeyer, Geschäftsführer des Studierendenwerks Hamburg.

KOOPERATION Regelmäßige Informationstreffen sowie der Austausch von Studierenden und Mitarbeiter/-innen; das sind die Eckpfeiler des neuen Partnerschaftsabkommens zwischen dem Studierendenwerk Hamburg und dem CROUS Toulouse-Occitanie. Die beiden Institutionen für die sozialen Belange von Studierenden an Elbe und Garonne werden auch im Bereich der interkulturellen Begegnung und der Unterstützung von Studierenden in herausfordernden Lebenssituationen zusammenarbeiten, also zum Beispiel bei Studierenden mit Migrations- oder Fluchthintergrund, mit Beeinträchtigung oder internationale Studierende. *ml.*

» www.studierendenwerk-hamburg.de

NACHHALTIGER EINKAUF

Die Eier-Frage



Logo des Projekts „Meet your Farmer“.

STUDI-INITIATIVE Woher kommen eigentlich die Eier, die wir täglich in der Mensa essen? Diese Frage hat sich die Umweltgruppe der Universität Koblenz-

Landau gestellt und mit einer 42-minütigen Videoreportage beantwortet. Dafür haben die Studierenden eine aufwendige Recherche gestartet, inklusive eines Vor-Ort-Besuchs bei dem Geflügelhof Teichweiden in Thüringen und Gesprächen mit dem Studierendenwerk Vorderpfalz, das die Mensa betreibt. Der größte Erfolg des an Nachhaltigkeit und Tierwohl interessierten Projekts: Angestoßen von „Meet your Farmer“ stellen nicht nur das Studierendenwerk Vorderpfalz, sondern insgesamt 12 Studierendenwerke im Südwesten Deutschlands in ihren Mensen von Eiern aus Bodenhaltung auf Eier aus Freilandhaltung um. *ml.*

» Die Reportage auf YouTube: <https://youtu.be/ghXtjWNA70A>

EINE FRAGE... Wer sollte für die Wissenschaft im Nationalen Bildungsrat sitzen?

Antworten der Bildungsexpert/-innen der Bundestagsfraktionen



Albert Rupprecht **MdB**
CDU/CSU

Mit dem Nationalen Bildungsrat wollen wir Qualität, Vergleichbarkeit und Transparenz in der Bildung verbessern und die Mobilität von Familien über Ländergrenzen hinweg erleichtern. Dabei geht es um alle Stationen des Bildungsweges, um lebensbegleitendes Lernen. Bei der Besetzung des Nationalen Bildungsrates haben die fachliche Eignung, praktische Erfahrung und die Unabhängigkeit oberste Priorität. Vorstellbar wären beispielsweise aktive Lehrerinnen und Lehrer und Vertreter der Bildungsforschung.

» www.albert-rupprecht.de



Oliver Kaczmarek **MdB**
SPD

Die Benennung der Mitglieder des Nationalen Bildungsrates soll nach Auffassung der SPD dem Bundespräsidenten obliegen, der dafür von einer Findungskommission beraten werden soll. Das würde der herausgehobenen Funktion des Nationalen Bildungsrates gerecht. Für seine Mitglieder wird es entscheidend sein, dass ihr Wort Gewicht hat. Dazu zählen Kriterien wie die wissenschaftliche Reputation, das gesellschaftliche Engagement oder die persönliche Integrität.

» www.oliver-kaczmarek.de



Dr. Götz Frömming **MdB**
AfD

Der oder die Vertreter aus der Wissenschaft sollten aus dem Vorstand oder Beirat der Gesellschaft für Bildung und Wissen e. V. (GBW) berufen werden. Die GBW setzt sich kritisch mit dem seit PISA und Bologna eingeschlagenen Weg der Ökonomisierung der Bildung und der Nivellierung der Leistungsansprüche auseinander. Eine Stimme aus diesem Kreise würde dem Nationalen Bildungsrat gut tun.

» www.goetz-froemming.de



Dr. Jens Brandenburg **MdB**
FDP

Der Nationale Bildungsrat muss bundesweite Bildungsstandards schaffen und durchsetzen. Die Wissenschaft sollte dem Gremium sachliche Argumente aus der empirischen Bildungsforschung liefern. Dafür braucht es unabhängige Bildungsforscher/-innen, die den Blick über den Tellerrand wagen. Persönlichkeiten, die Erfahrung im Ausland sammeln konnten, können wichtige neue Impulse geben. Entscheidend ist, dass sie über Expertise in einer Vielzahl relevanter Forschungsbereiche besitzen: von der frühkindlichen über die schulische, berufliche und akademische Bildung bis hin zum lebenslangen Lernen.

» www.jens-brandenburg.de



Nicole Gohlke **MdB**
Die Linke

Damit der Bildungsrat tatsächlich neue Impulse liefern kann, sollte er verstärkt Stimmen zu Worte kommen lassen, die in den bestehenden Entscheidungsgremien oft zu kurz kommen, aber unabhängig von Parteien und Institutionen sprechen können. Die Umsetzung der Bildungspolitik wird von konkreten Menschen in ihrer täglichen Praxis geleistet und gelebt, und diese sollten den Bildungsrat mit ihrem Input bereichern: der akademische Mittelbau, Erzieher*innen und Lehrer*innen, auch von Berufsschulen, sowie Studierende.

» www.nicole-gohlke.de



Kai Gehring **MdB**
Bündnis 90/Die Grünen

Es ist richtig und wichtig, für den Bildungsrat die Größen der Bildungsforschung zu gewinnen. Interessant wäre, diese Perspektive zu flankieren mit dem internationalen Blick von außen, insbesondere aus Ländern, die wie Deutschland föderal organisiert sind. Klar ist aber auch: Ein Bildungsrat kann Defizite nicht beseitigen, sondern der Politik sinnvolle Handlungsempfehlungen an die Hand geben. Es ist Aufgabe der Parlamente im Zusammenspiel mit den Regierungen in Bund und Ländern, längst erkannte Defizite, wie den Mangel an Gerechtigkeit und Qualität in der Bildung, zu beseitigen.

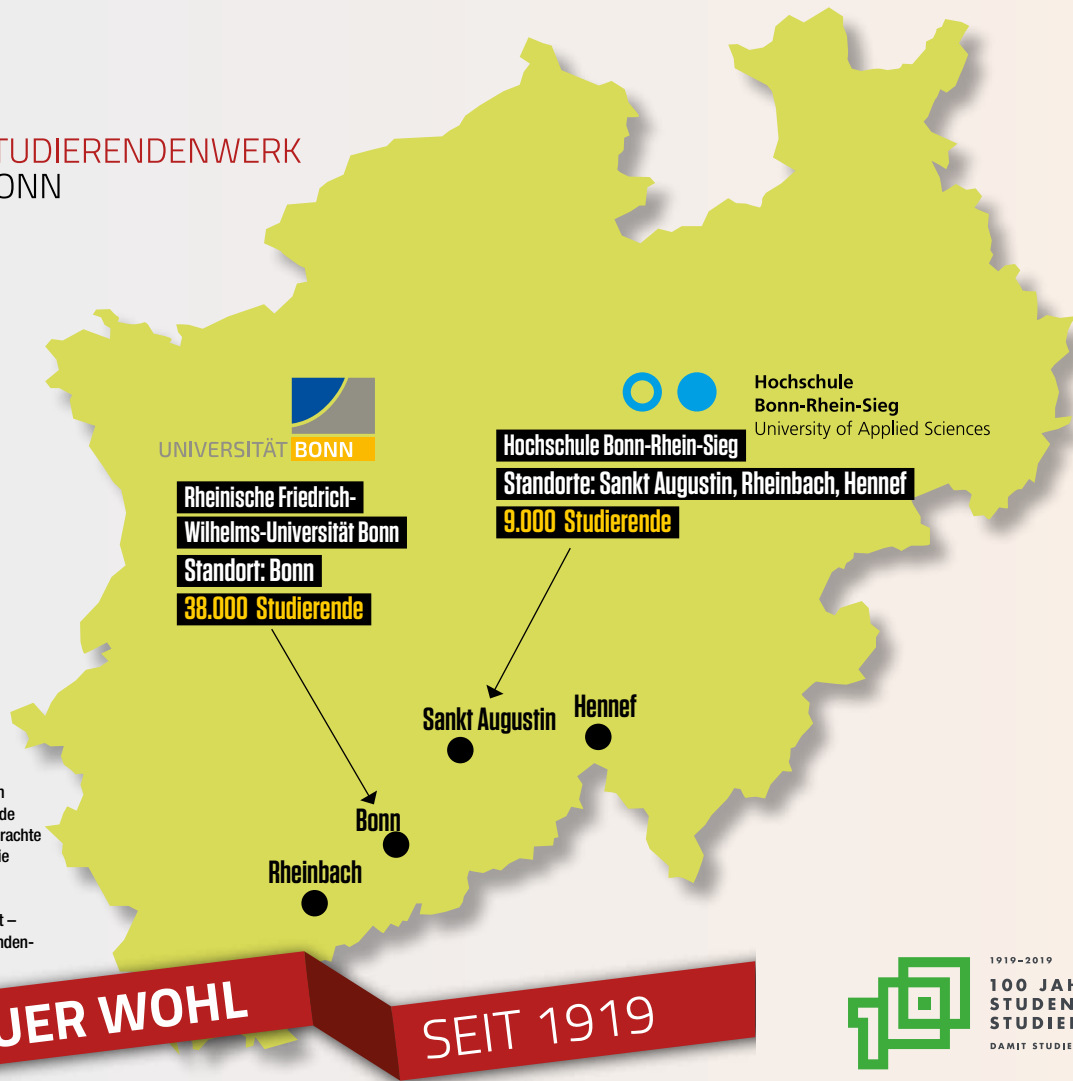
» www.kai-gehring.de

FÜR GLEICHE CHANCEN

Das Studierendenwerk Bonn feiert 100-jähriges Jubiläum



STUDIENDENWERK
BONN



Im Sommer 1919 übernahmen Studenten die im Hauptgebäude der Universität Bonn untergebrachte Kriegsküche und gründeten die erste Mensa academica. Am 19.09.1919 wurde der Verein Studentenwohl e. V. gegründet – daraus erwuchs das Studierendenwerk Bonn.

FÜR EUER WOHL SEIT 1919



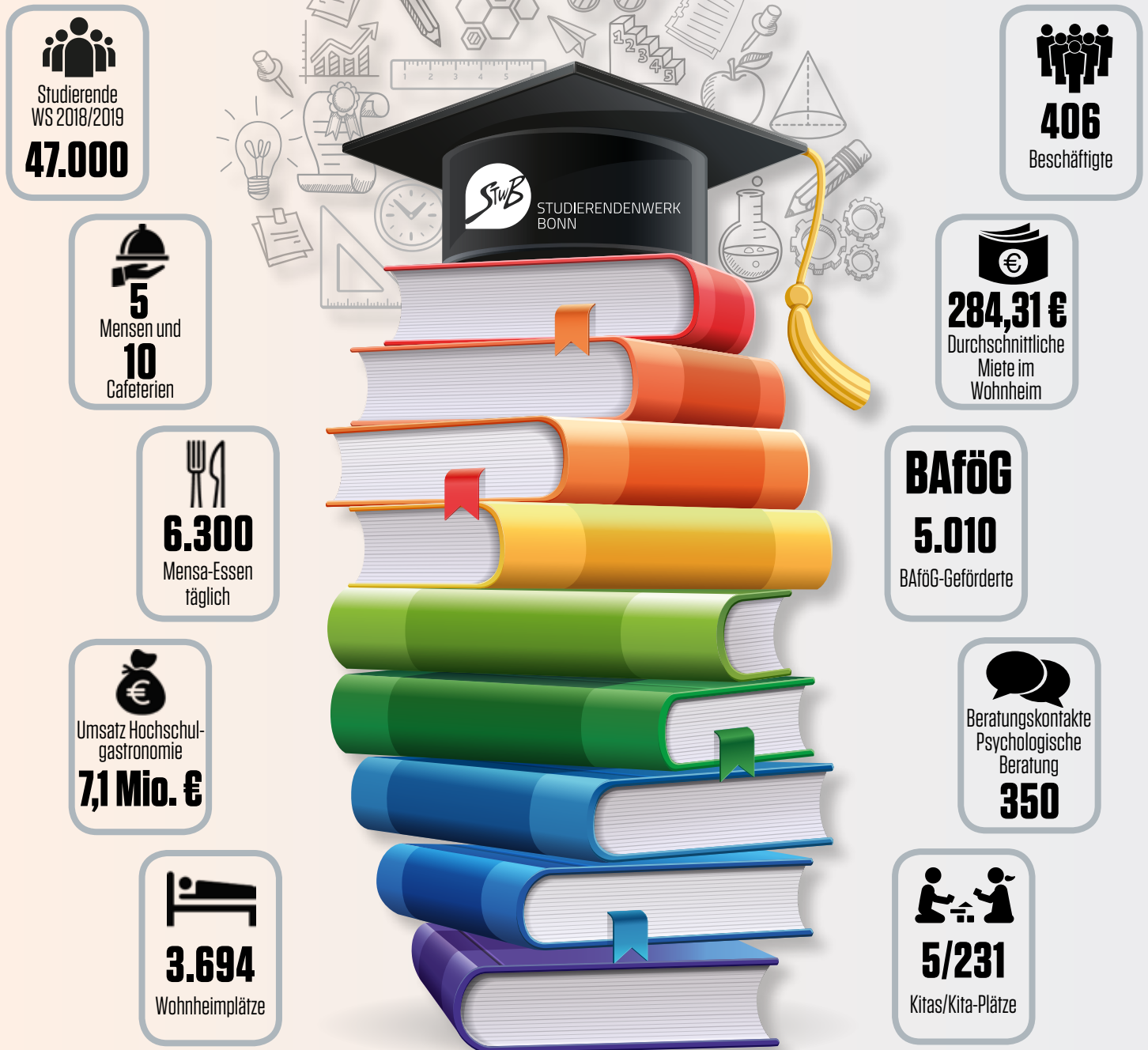
»WIR WOLLEN LEISTUNGEN ZU FAIREN PREISEN ANBIETEN«



Jürgen Huber
Geschäftsführer des
Studierendenwerks Bonn

Vor welchen Herausforderungen steht das Studierendenwerk Bonn?

Als sogenanntes Eigentümerstudierendenwerk mit mehr als 50 Liegenschaften sind wir gefordert, diszipliniert zu wirtschaften. Sanierung und Modernisierung von Mensen und Wohnheimen stellen erhebliche Herausforderungen dar, insbesondere der von uns geplante Neubau der Mensa Nassestraße und des Studierendenervicezentrums. Die künftige wirtschaftliche Entwicklung wird auch davon abhängen, ob es gelingt, Landes- oder andere Zuschüsse für die Modernisierungsmaßnahmen einzuwerben. Eine exzellente akademische Hochschullandschaft – wie wir sie an der Universität Bonn und an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg vorfinden – bedarf auch einer entsprechenden sozialen Infrastruktur! Denn eines ist angesichts unseres 100-jährigen Jubiläums in diesem Jahr klar: Auch zukünftig wollen wir unsere vielfältigen Leistungen zu fairen Preisen anbieten, damit alle Studierenden gleichermaßen profitieren und tatsächlich die gleichen Chancen haben.



»DER PERSÖNLICHE AUSTAUSCH GEHÖRT IN BONN ZUM ALLTAGSGESCHÄFT«



Alois Saß
Verwaltungsrats-Vorsitzender
des Studierendewerks Bonn

Was zeichnet das Studierendewerk Bonn aus?

Die Aufgaben der Studierendewerke sind klar definiert, sie haben für die Studierenden Dienstleistungen auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet zu erbringen. Der originäre Auftrag der Studierendewerke, ihre Arbeit auf die Belange der Studierenden auszurichten, gerät im kleinteiligen Arbeitsalltag schon mal aus dem Fokus, weil er längst so selbstverständlich in allen Leistungen verwoben ist. Dabei ist es in Bonn gerade der persönliche Austausch zwischen der Studierendenschaft und dem Studierendewerk, der mit monatlichen Jour fixes zwischen dem AstA der Uni Bonn und der Geschäftsführung zum festen Bestandteil des Alltagsgeschäfts im Studierendewerk geworden ist. So können die Studierenden kleine und große Anliegen direkt anbringen und ihre Perspektiven auf direktem Wege transportieren. Ein konkretes Beispiel ist etwa das Kooperationsprojekt flexible Kinderbetreuung ST.E.R.N., das schon seit 2013 existiert.

MENSA INTERKULTURELL

How does the MensaCard work?



DEUTSCH-CHINESISCH-ENGLISCH Was heißt eigentlich „Mensa“ auf Chinesisch? Na 食堂, ist doch klar - zumindest allen, die in unserem „Illustrierten Mensawörterbuch“ nachschlagen. Die Publikation begleitet im Comic-Stil drei Studierende bei ihrer Mittagspause in der Mensa. Dabei werden Speisen und Getränke, Zutaten und Zubereitungsformen sowie regionale Unterschiede beim Essen in Deutschland erklärt - mit Illustrationen und Vokabeln auf Deutsch, Chinesisch und Englisch. Das Mensa-Wörterbuch wurde von der Servicestelle Interkulturelle Kompetenz des Deutschen Studentenwerks publiziert und soll ausländischen Studierenden dabei helfen, sich in den Mensen der Studenten- und Studierendenwerke zu orientieren. *ml*.

» www.studentenwerke.de/de/content/illustriertes-mensawörterbuch

PERSONALIA

Doppelte Rückkehr



DR. JENS SCHRÖDER ist seit 1. Juli 2019 Geschäftsführer des Studierendenwerks Bielefeld; er löst in dieser Funktion Sigrid Schreiber ab, die 35 Jahre lang beim Studierendenwerk Bielefeld tätig war. Für Schröder, den 53-jährigen Diplom-Kaufmann, ist es eine doppelte Rückkehr: als Studierendenwerks-Geschäftsführer und nach Ostwestfalen. Denn Schröder ist gebürtiger Westfale, stammt aus Kierspe im Märkischen Kreis. Nach Studium und Promotion an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und Stationen in der Handelskammer Bremen sowie der Industrie- und Handelskammer Münster war er von 2004 bis 2016 Geschäftsführer des Studierendenwerks Mannheim. Dann wechselte er die Seiten, wurde Kanzler der Hochschule Reutlingen. „Der Kontakt nach Bielefeld ist aber nie abgerissen. Es hat mich immer gereizt, noch einmal ein größeres Studierendenwerk zu übernehmen“, sagte er dem „Westfalen-Blatt“. Das Studierendenwerk Bielefeld versorgt rund 43.000 Studierende an vier Hochschulen in der prosperierenden Region Ostwestfalen-Lippe. Schröder will sich vor allem für mehr bezahlbaren Wohnraum für Studierende einsetzen: „Wir brauchen einen stetigen Ausbau von Wohnheimplätzen. Das muss auch ein Anliegen des Landes NRW sein - ohne Zuschüsse geht es nicht.“ *sg*.

» www.studierendenwerk-bielefeld.de

IMPRESSUM

DSW-Journal, Das Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW) Ausgabe 3/2019, 14. Jahrgang

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e. V., Monbijouplatz 11, 10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde, Generalsekretär

Redaktionsleitung: Stefan Grob (*sg*), stefan.grob@studentenwerke.de

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe: Christian Füller, Michael Hartmann, Armin Himmelrath (*him*) Heike Hucht, Marijke Lass, Moritz Leetz (*ml*), Rolf-Dieter Postlep, Christine

Hinweis zum Datenschutz: Wir verwenden Ihre Daten auf dem Adressaufkleber ausschließlich dafür, Ihnen das DSW-Journal per Post zuzustellen. Wenn Sie das DSW-Journal nicht mehr erhalten möchten, schreiben Sie dies bitte in einer E-Mail an: dswjournal@studentenwerke.de

Prüfky, Peter Weibel, Jan-Martin Wiarda

Grafik: BlazekGrafik
www.blazekgrafik.de

Karikatur: Heiko Sakurai

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH
www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom

1. Januar 2019

Redaktionsanschrift:

Deutsches Studentenwerk e. V.

Redaktion DSW-Journal

Monbijouplatz 11, 10178 Berlin

Tel.: +49(0)30-29 77 27-20

Fax: +49(0)30-29 77 27-99

E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de

Internet: www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.



KOLUMNE

GROB GESAGT

Was essen?

Raten Sie mal! Worüber diskutiere ich als teils alleinerziehender Vater zweier pubertierender Söhne und angehender Abiturienten am Abendbrottisch am meisten? Richtig: übers Essen.

Der „Kleine“, 13, spindeldürr und Fußballer, geht auf eine „Klima“-Schule, sympathisiert mit „Fridays for Future“, liebt Fleisch - und hadert mit seinem Vater, wenn der fliegt. Der Große, 15, ein wirklich großer, sympathischer Muskelberg, der mich erst neulich mit Triumphgeheul beim Armdrücken geschlagen hat, achtet auf ausreichende Proteinzufuhr und will weniger Fleisch essen. Beide sind, sagen wir, ernährungs- und klimapolitisch hochpolitisiert und erzählen meinungsstark von Mitschülerinnen, die vegan leben.

»Essen ist sofort verbunden mit moralischen Ambivalenzen«

Es ist schon krass: Die beiden verbinden Essen sofort mit moralischen Ambivalenzen, gestehen eigene Widersprüche ein bis zum Eingeständnis, dann doch bitte eine kleine Salami in der Schul-Imbissbox haben zu wollen. Wissen und Handeln klaffen auseinander, aber die Reflexion darüber ist stark ausgeprägt. In ein paar Jahren gehen sie vermutlich in eine Studierendenwerks-Mensa essen - und werden reflektierte, kritische, anspruchsvolle Mensa-Gäste sein, mit vielen Fragen und der Motivation, es richtig zu machen, unser Klima, unseren Planeten nicht mehr zu belasten und zu verdrecken als nötig.

Sie werden das nicht immer durchhalten. Aber ich bin stolz auf sie.

Stefan Grob
Redaktionsleiter DSW-Journal
stefan.grob@studentenwerke.de

SAAR-ORIGINALE

Sich einzulassen, das ist tägliche Aufgabe in der Kita, auch für das Saarbrücker Kita-Team des Studentenwerks im Saarland: auf 63 Kinder aus zahlreichen Ländern – und auf einen ganz besonderen Bau. Denn die Kita ist im Mensagebäude untergebracht, errichtet 1966. Viel Beton, Wuchtigkeit, Farbakzente. Brutalismus vom französischen „béton brut“, dem Sichtbeton. Das Haus ist ein Denkmal, gestaltet als begehbare Plastik vom Künstler Otto Herbert Hajek. Begehrbar? Das ließ sich das Kita-Team nicht zweimal sagen und enterte Hajeks Beton-Baum. „Das Tolle bei uns ist, dass man einfach sein kann, wer man ist“, sagt Erzieherin Marina Mechel, im Foto liegend, mit Handpuppe. Eine Kita voller Typen, Teamgeist und Taten-drang. him.

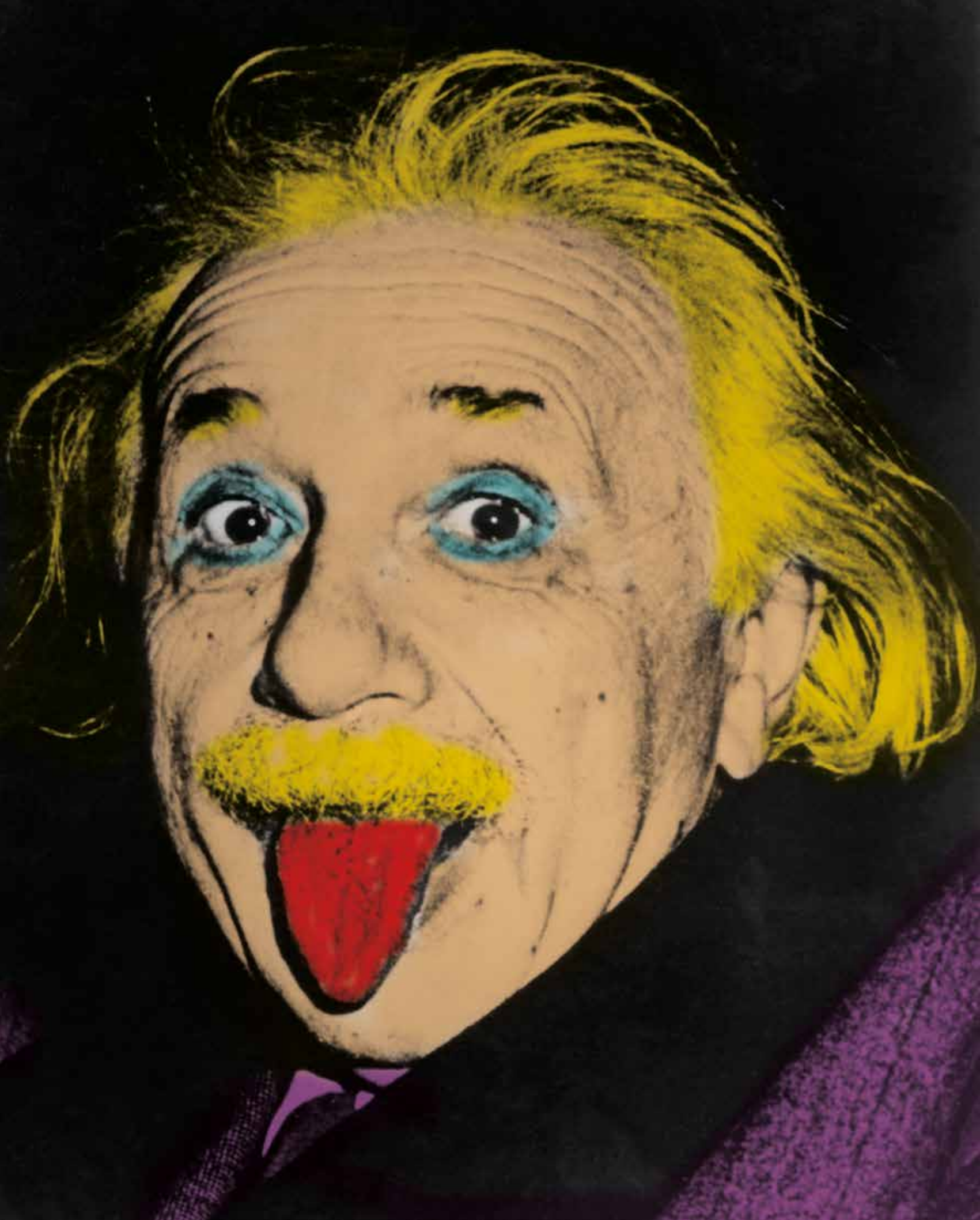
obere Reihe, von links: Elke Scholl, Anna Wolf, Kerstin Reddöhl
darunter: Nadine Renner, Danny Delles, Lena Schumacher, Cornelia Krämer (Leiterin)
darunter: Christine Stiefel, Christoph Michely, Marina Mechel, Sylvia Dörr
ganz vorne: Michelle Wiegens, Sonja Bonischot, Sabine Becker-Schulze, Tanja Eifler



Studentenwerk
im Saarland e.V.

» www.studentenwerk-saarland.de/de/Kinder/Paedagogisches-Konzept





Vielfalt statt Einfalt

WISSENSCHAFTSFREIHEIT

Populismus, Hass und die Sehnsucht nach simplem Schwarz-Weiß bedrohen die Wissenschaft. Wie muss sie darauf reagieren?

TEXT: Christine Prußky

Ein Tatort. Die Truppe von der Spurensicherung ist schon da. Sie sucht nach Hinweisen, fotografiert und dokumentiert alle Details. Da trifft der leitende Ermittler ein, tritt hinter das rotweiße Absperrband und sagt: „Moin. Wissen wir schon mehr über den Täter?“ - „Ja. Es ist dunkle Materie“, antwortet die Kollegin von der Spurensicherung. „Okay. Irgendwelche Beweise?“ - „Nicht direkt.“ - „Was soll das heißen?“ - „Naja „es gibt keine direkten Beweise, aber wir sind uns sicher.“ Jetzt ist der Kommissar sichtlich irritiert, er braucht eine Erklärung. Dunkle Materie, führt die Kollegin deshalb geduldig aus, sei unsichtbar, es gäbe also keine Augenzeugen, aber: „Wir haben genügend Indizien gesammelt, die für diese Theorie sprechen“ - „Alles klar. Danke. Gute Arbeit!“ Der Ermittler hat verstanden, er ist zufrieden.

Sind Sie es auch? Exakt 50 Sekunden dauert die Eröffnungsszene im Auftaktvideo des Kurzfilmprojekts der Jungen Akademie zur Wissenschaftsfreiheit. 65 Worte werden darin gesprochen. Das ist nicht viel. Aber sie reichen den Filmemachern, um den Topos Wissenschaftsfreiheit in seiner ganzen Komplexität aufzuspannen. So geht Wissenschaftskommunikation.

Wie die Spurensicherung im Film liefert Wissenschaft in der Regel keine klaren Antworten. Sie bleibt mehrdeutig. Der Kommissar hält das aus, er beweist Ambiguitätstoleranz. Ambiguitätstoleranz braucht die Wissenschaft wie der Mensch die Luft zum Atmen. Doch genau diese auch für das menschliche Zusammenleben und für Staaten so unerlässliche Fähigkeit wird gerade knapp in Deutschland - und anderen Demokratien westlicher Prägung.

Einfache Antworten in einer komplexen Welt

In einer unübersichtlichen Welt wünschen sich viele Menschen einfache Antworten, egal wie komplex der Sachverhalt ist. Populisten und Demagogen bedienen das Bedürfnis nach Klar-

heit. Schwarz oder Weiß sind angesagt, Grautöne dagegen sind überholt und gestrig. Doch genau dort, im fein ziselierten Grau des steten Abwägens und Hinterfragens, ist die Wissenschaft zu Hause. Mehrdeutigkeit gehört zu ihrer DNA. Ambiguitätstoleranz ist für sie unerlässlich.

„Einfache Antworten und absolute Wahrheiten gibt es nicht“, sagt denn auch Anja Karliczek (CDU). Die Politik, die Wirtschaft und die Gesellschaft: „Alle müssen Unsicherheiten aushalten“. Mit diesem Statement führt die Bundesforschungsministerin mitten hinein in eine gesamtgesellschaftliche Grundsatzdebatte, die in Zeiten des Populismus viel zu lange vernachlässigt wurde: die Debatte über Wissenschaftsfreiheit in Deutschland.

**»EINFACHE ANTWORTEN
UND ABSOLUTE WAHRHEITEN
GIBT ES NICHT. ALLE
MÜSSEN UNSICHERHEITEN
AUSHALTEN«**

Anja Karliczek
(CDU), Bundesministerin
für Bildung und Forschung



„Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.“ So steht es in Artikel 5, Absatz 3 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland. 70 Jahre ist die Verfassung im vergangenen Mai geworden. Fast 90 Prozent aller Deutschen schätzen das Grundgesetz als Fundament der Gesellschaft und messen ihm hohe normative Kräfte zu, ergab eine repräsentative Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Infratest dimap. Die Studie zeigte aber auch: Die Deutschen wissen zu wenig über ihre Verfassung. Die Menschenrechte (Artikel 1), das Gleichheitsgebot (Artikel 3) und der Meinungs- und Pressefreiheitsparagraf (Artikel 5, Absatz 1) sind geläufig, bei der im gleichen Artikel genannten Wissenschaftsfreiheit hört es schon auf.



»HETZE UND ATTACKEN GEGEN WISSENSCHAFTLER SIND EIN ANGRIFF AUF DIE WISSENSCHAFTS-FREIHEIT UND SOMIT GEGEN DEMOKRATISCHE GRUNDFREIHEITEN«

Kai Gehring
Wissenschaftspolitischer
Sprecher der Bundestags-
fraktion Bündnis 90/Die Grünen

Die konzertierte Kampagne „Freiheit ist unser System“, die die in der „Allianz der Wissenschaftsorganisationen“ vereinten großen deutschen Forschungsorganisationen zu 70 Jahre Grundgesetz organisieren, ist also bitter nötig. In diese Kommunikationsoffensive zur Wissenschaftsfreiheit fügt sich die Videoreihe der Jungen Akademie genauso ein wie zahlreiche Veranstaltungen im ganzen Land. Es gibt eine zentrale Internetseite mit Interview-Podcast, Statements und Hintergründen. Es gibt Hashtags bei Twitter und Facebook, und es gibt eine Postkarten-Aktion. „Ganz schön Forsch. Und frei.“ steht auf einer Karte. Eine andere trägt den Schriftzug „Oh! Freie Wissenschaft! Darf ich die behalten?“

Die akademische Gemeinschaft vergewissert sich ihrer selbst

Die Postkarten sind an diesem Abend auf alle Stühle verteilt. Es ist Juni 2019, und die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) hat in die Berliner Kalkscheune gebeten. In einer „Fishbowl“-Runde soll es um die „Wissenschaftsfreiheit im hochschulischen Praxistest“ gehen. Das Diskussionsformat erlaubt Zuhörerinnen und Zuhörern im Plenum, zeitweise auf dem Podium neben Honoratioren aus der Wissenschaft Platz zu nehmen und mitzudiskutieren. Theoretisch. Praktisch lässt der Titel erahnen, was der Untertitel „Über gelebte Freiheit und erlebte Begrenzungen“ unterstreicht. Die akademische Gemeinschaft soll unter sich bleiben. Wer nicht in Forschung und Lehre tätig ist, kann nichts beitragen. Wie auch? Über die real existierenden Freiräume in Hochschulen, ihre Grenzen und die Macht- und Unterdrückungsmechanismen können Externe nichts wissen. Kommunikation auf Augenhöhe ist so nicht möglich. Die Regie des Abends verhaftet die Gesellschaft auf die Zuschauerrolle, noch bevor er begonnen hat.

Dieses Signal kommt an. Tatsächlich wagt sich bis zuletzt niemand auf den freien Platz in die „Fishbowl“-Runde, der nicht in Forschung und Lehre tätig wäre. Die akademische Gemeinschaft kann sich so ungestört ihrer selbst vergewissern und eine Botschaft senden, die vorher schon feststand: „Wissenschaftsfreiheit ist ein Wert und als solcher unverrückbar“, erklärte der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, Peter-André Alt, zur Öff-

nung des Abends, doch müsse dieser Wert „in Form einer diskursiven Erörterung immer wieder neu gesichert, neu erklärt und in unterschiedlichen Konstellationen neu definiert werden“.

Was bei Alt nach Kaffeekränzchen mit Keksen klingt, trägt bei Martin Stratmann Züge einer Expedition: „Wissenschaftsfreiheit entsteht nicht im Niemandland“, erklärt der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) auf Anfrage des DSW-Journals, „sondern nur durch echtes Engagement – auf Instituts-, Sektions- und Gesellschaftsebene.“

Seit dem Jahr 2014 führt der Materialwissenschaftler das Flaggschiff deutscher Grundlagenforschung mit insgesamt knapp 24.000 Beschäftigten in 86 Instituten. Der Tübinger Affenversuchs-Skandal im Jahr 2014, mit Morddrohungen gegen einzelne Wissenschaftler, fallen genauso in Stratmanns Amtszeit wie die jüngste Mobbing-Affäre in einem Max-Planck-Institut in Leipzig. Aus beiden Ereignissen hat Stratmann gelernt und Konsequenzen für die MPG als Ganzes gezogen.

Öffnung gegenüber Gesellschaft

Seit Leipzig müssen MPG-Direktoren in ihren Instituten „für ein Arbeitsklima“ sorgen, „das Wissenschaftsfreiheit zur gelebten Realität werden lässt“ und jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Freiräume gibt. Den Abschied von der internen Basta-Politik flankiert die MPG mit einer konsequenten Öffnung gegenüber der Gesellschaft. „Wir wollen eine bewusste und aktive Beteiligung der Öffentlichkeit“, sagt Stratmann, „wir müssen mehr und nicht weniger kommunizieren“. Die Initiative zu der groß angelegten Allianz-Kampagne zur Wissenschaftsfreiheit ging denn auch von der Max-Planck-Gesellschaft aus.

Hinter der Entdeckung der Gesellschaft als eine Größe im Ringen um die Wissenschaftsfreiheit stecken zwei Einsichten. Die Wissenschaftsfreiheit bleibt auch 70 Jahre nach der Unterzeichnung des Grundgesetzes eine Verabredung. Und: Sie ist ein geliebtes Gut. Um es zu behalten, ist es strategisch klug, sich nicht nur auf die Politik und die Justiz zu verlassen.

Beispiel Ungarn: Dort steht die Wissenschaftsfreiheit in der Verfassung. Artikel X, Absatz 1 bis 3 des unga-

rischen Grundgesetzes hindert die rechtspopulistische Regierung von Victor Orban aber nicht daran, eine ganze Universität außer Landes zu treiben, die renommierte Wissenschaftsakademie zu unterjochen und kritisches Denken einzuhegen. Als einzige Schutzmacht der wissenschaftlichen Unabhängigkeit ist in Ungarn die Zivilgesellschaft geblieben. Eindrucksvoll zu sehen war das, als Bürger zu Jahresanfang 2019 einen Menschen-Ring um ihre Wissenschaftsakademie bildeten.

In Deutschland ist das Bundesverfassungsgericht oberste Schutzherrin der Wissenschaftsfreiheit. Geraten die Freiheitsrechte von Forschung und Lehre in Konflikt mit anderen Grundrechten, ist Karlsruhe gefragt. Mit ihren Urteilen setzen die Verfassungsrichterinnen und -richter der Wissenschaft und ihren Institutionen auch Grenzen. So geschehen bei der Vergabe der begehrten Medizinstudienplätze. Den Numerus Clausus (NC) und die universitären Auswahlverfahren hält das Bundesverfassungsgericht nur eingeschränkt mit dem Grundrecht auf freie Ausbildungswahl für vereinbar. Ab 2020 gelten nun neue Zulassungsregel in der Medizin.

Und was versteht die Gesellschaft unter Wissenschaftsfreiheit?

Juristische Auseinandersetzungen um die Wissenschaftsfreiheit und ihre Grenzen sind in Deutschland gängig, und das nicht erst seit gestern. Ein ganzes Rechts- und rechtswissenschaftliches Gebiet hat sich im Laufe der Zeit gebildet; es schärft den Begriff, interpretiert ihn und bewahrt die Wissenschaftsfreiheit damit davor, als romantische Fiktion in der Bedeutungslosigkeit zu versinken. Das Problem: Was für Jurist/-innen und Wissenschaftler/-innen aus anderen Disziplinen gelten mag, muss für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft nicht automatisch der Fall sein.

„Die Freiheit von Forschung und Lehre ist zu Recht und zum Glück im Grundgesetz verankert. Was dieser Verfassungsrang bedeutet, haben auch manche Kolleginnen und Kollegen in Parlamenten nicht immer auf dem Schirm“, erklärt der wissenschaftspolitische Sprecher der Grünen-Bundestagsfraktion, Kai Gehring. Auch deshalb begrüßt er die Allianz-Kampagne, die im September 2019 in einer prominent besetzten Abschlussveranstaltung mündet. Tatsächlich wirkt das Jahrespro-

gramm insgesamt so, als wäre bei der Konzeption vor allem an Politiker/-innen und Vertreter/-innen der Wissenschaft selbst gedacht worden. Das ist richtig und legitim, denn natürlich will das Verständnis von Wissenschaftsfreiheit auch innerhalb der akademischen Gemeinschaft und der Politik immer wieder neu geklärt sein.

Die Gesellschaft allerdings bleibt so - wie bei dem HRK-Diskussionsabend in der Kalkscheune - die große Unbekannte. Was versteht sie unter Wissenschaftsfreiheit? Welche Bedeutung misst sie ihr bei? Und kann sie nachvollziehen, warum das Freiheitsprivileg für Forscherinnen und Forscher und die gesamte Gesellschaft so wichtig ist?

Eine Zumutung sein

„Für mich heißt Wissenschaftsfreiheit, gegen den Strom schwimmen zu können“, sagt der Sprecher der Jungen Akademie, Philipp Kanske. In diesem einen Satz steckt zweierlei: die Begründung von Wissenschaftsfreiheit und der sich daraus ableitende Kernauftrag. Gegen den Strom schwimmen, Geltendes hinterfragen, Neues erkunden, Altes einreißen - und genau damit eben eine stete Zumutung für Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und die akademische Gemeinschaft selbst sein. Das ist der Auftrag der Wissenschaft. Um diesen erfüllen zu können, besitzt sie das Freiheitsprivileg. Im Umkehrschluss heißt das zum Beispiel: Die Hochschule darf kein irrita-

**»WIR WOLLEN EINE
BEWUSSTE UND AKTIVE
BETEILIGUNG DER
ÖFFENTLICHKEIT.
WIR MÜSSEN MEHR UND
NICHT WENIGER
KOMMUNIZIEREN«**



Prof. Dr. Martin Stratmann
Präsident der Max-Planck-Gesellschaft (MPG)



**»VOR LAUTER RÜCKSICHTNAHME UND
'TRIGGERWARNUNGEN' VERSCHWINDET
MANCHERORTS SOGAR SHAKESPEARE
VOM LEHRPLAN«**

**Frank-Walter
Steinmeier**
Bundespräsident

tionsfreier Raum sein. Im Gegenteil. „Vor lauter Rücksichtnahme und ‚Triggerwarnungen‘ verschwindet mancherorts sogar Shakespeare vom Lehrplan“, erklärte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in einer Rede in Bonn im Oktober 2018 „das halte ich für falsch. Anständiger Umgang miteinander, das bedeutet niemals Schonung vor intellektueller Herausforderung – schon gar nicht an einer Universität.“ Wissenschaft dürfe zugleich „niemals zur Gefälligkeit mächtiger Interessen werden – ob wirtschaftlicher oder politischer“. Jeder einzelne Fall wäre „Wasser auf die Mühlen der Wissenschaftsfeinde“, so Steinmeier bei einer weiteren Rede im Februar 2018 in Halle.

In seinem Buch „Die Wissenschaftsfreiheit und ihre ‚Feinde“ definiert der Verfassungsrechtler Friedhelm Hufen den „Kern der Wissenschaftsfreiheit“ unter Berufung auf seine Kollegin Susanne Baer denn auch als „das ergebnisoffene Abenteuer Wissenschaft“. In Zeiten der Ökonomisierung der Wissenschaftsbetriebe ist dieses Abenteuer allerdings ein eingeschränktes Vergnügen.

Nur wenige dürfen wirklich querdenken

Auch wenn Hochschulen die Forschungsfreiheit wie eine Monstranz vor sich hertragen, praktisch bleibt sie einer kleinen Elite vorbehalten. Mit Geldern der Volkswagenstiftung untersucht ein interdisziplinäres Forscherteam um den Soziologen Uwe Schimank gerade die Freiheitsgrade von Professoren. Abgeschlossen ist das Projekt erst im Sommer 2020, aber schon jetzt zeigt sich: Die Chance zum freien, kreativen Querdenken erhalten

in Deutschland nur wenige. Das Gros muss sich auf die Forschung im Mainstream verlegen, seine Forschungsfragen an bestehende Förderprogramme ausrichten. Die überwiegende Mehrheit aller Professorinnen und Professoren ist auf Drittmittel angewiesen, die nicht immer über die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) ins System gelangen, sondern direkt von der Wirtschaft kommen oder aber auch vom Staat.

Mit rund 2,2 Milliarden Euro ist der Bund nach der DFG der zweitwichtigste Drittmittelgeber – und betreibt mit den Programmen und den Förderentscheidungen unwillkürlich Agenda-Setting. „Wir geben nicht den Weg zur Zielerreichung vor“, betont Anja Karliczek. Unter Wissenschaftsfreiheit versteht die Bundesforschungsministerin, dass „Forscher ihre Themen selbst wählen und den eigenen Fragestellungen in der Weise nachgehen können, wie sie es möchten, natürlich immer unter Einhaltung wissenschaftlicher Standards“. Das müssten ein Staat und eine Gesellschaft genauso „aushalten“ wie die Ergebnisse.

Genau das aber ist nicht immer der Fall, wie die sogenannte Feinstaub-Debatte eindrucksvoll zeigte. Es war im Januar 2019, als sich Lungenärzte anschickten, die wissenschaftlich belegten Feinstaub-Gesundheitsrisiken in Zweifel zu ziehen – mit schiefen Zahlen, wie Malte Kreuzfeldt, Redakteur bei der Tageszeitung „taz“, alsbald offenlegte. Im politischen Streit um Feinstaub-Grenzwerte nahm Verkehrsminister Andreas Scheuer (CSU) die Steilvorlage gleichwohl dankbar an. Es gäbe neue „Fakten“, und es sei ein „Signal“, wenn sich mehr als hundert Wissenschaftler zu Wort meldeten. Die Debatte müsse also noch einmal „vom Kopf auf die Füße gestellt“ werden.

Wissenschaft als Waffe gegen die Wissenschaft

Im Kampf um höhere Feinstaub-Grenzwerte wandte Scheuer eine Technik an, die international auf dem Vormarsch ist: Aus einem Grundprinzip der Wissenschaft, dem imperativen Zweifel, schmiedete er eine Waffe, die sich gegen die Wissenschaft selbst richtet. Diese Form der Argumentation nutzen Wissenschaftsskeptiker genauso wie Wissenschaftsfeinde und eben auch Populisten.



**»WISSENSCHAFTSFREIHEIT
IST EIN WERT UND ALS
SOLCHER UNVERRÜCKBAR«**

Prof. Dr. Peter-André Alt
Präsident der Hochschulrektoren-
konferenz (HRK)

»FÜR MICH HEISST WISSENSCHAFTSFREIHEIT, GEGEN DEN STROM SCHWIMMEN ZU KÖNNEN«

Prof. Dr. Philipp Kanske
TU Dresden, Sprecher der Jungen Akademie



Schwarz oder Weiß – für die Wissenschaft ist das nicht nur eine Zumutung. Die Forderung ist eine akute Gefahr. Abwehren lässt sie sich am ehesten, wenn die Grundprinzipien wissenschaftlichen Arbeitens bekannt sind. Im Klartext: Soll die grundgesetzlich garantierte Wissenschaftsfreiheit also auch in den nächsten 70 Jahren mehr sein als eine hübsche Idee, reicht es nicht, sich auf das Bundesverfassungsgericht zu verlassen. Die Gesellschaft muss ihre Schirmherrinnen-Rolle verstehen und annehmen.

Die Regeln der analogen Welt fürs Netz?

Genau darauf zielt denn auch die Dialog-Offensive, die Martin Stratmann seiner MPG verordnet hat. So naheliegend die Idee auch ist, die Umsetzung wird schwer. Wie schwer, hat der Tübinger Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen in seinem Buch „Die große Gereiztheit“ beschrieben. Hoffnungslos ist die Lage Pörksen zufolge nicht. Im Gegenteil, der Diskurs ist gerade in der von Pörksen als „Fünfte Gewalt“ bezeichneten Netzgesellschaft möglich. Dass jeder einzelne eine Stimme habe, sei eine grandiose Nachricht. Für den Diskurs brauche es ein „Wertegerüst fürs öffentliche Sprechen“, erklärte Pörksen in einem Interview. „Wir müssen von der digitalen zur redaktionellen Gesellschaft werden. Das ist eine gewaltige Bildungsaufgabe“.

Diese Notwendigkeit hat Anja Karliczek erkannt. Um einen „offenen Diskurs“ geht es ihr. Geführt werden könne diese Auseinandersetzung aber nur, wenn auch im Netz „die Regeln und Konventionen“ greifen, die im analogen Diskurs gelten.

Wie weit der Weg dorthin ist, belegt ein Blick in die Sozialen Medien. „I’m only an asshole on twitter. I’m a rather pleasant chap in real life. Really“, twitterte „Anonymous Professor“ am 11. August 2019. Wer unter dem Account postet, ist unklar. Es gibt keine Namen, aber mehr als 12.000 Follower, darunter der Europäische Studierendenverband „European Students’ Union“ (ESU) und die deutsche Doktorandenvereinigung „Thesis“.

Anfeindungen, Hass-Postings oder auch Morddrohungen – Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind all dem ausgesetzt. Einige gehen an die Öffentlichkeit. Die Masse schweigt darüber, aus Angst, noch stärker

ins Visier der Kritik zu geraten. Als die Max-Planck-Gesellschaft nach dem Affenversuchs-Skandal nach jungen Wissenschaftler/-innen suchte, die in Videos erklären sollten, warum sie für ihre Forschung nicht auf Tierversuche verzichten können, war niemand dazu bereit. Sie wollten in den Filmen nicht erkannt werden. Die Angst vor Anfeindungen war zu groß.

Ob Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Sorge vor oder wegen erlebter Anfeindungen ihre Forschungsthemen verändern oder die Wissenschaft verlassen, ist nicht bekannt. So oder so: „Hetze und Attacken gegen Wissenschaftler sind ein Angriff auf die Wissenschaftsfreiheit und somit gegen demokratische Grundfreiheiten“, sagt Kai Gehring. Umso wichtiger wäre es, „Gegenöffentlichkeiten“ zu schaffen, ergänzt Anja Karliczek, und die Kommunikation mit der Gesellschaft konsequent zu betreiben und auszubauen.

Die Allianz der großen Wissenschaftsorganisationen hat dafür vor fast zwanzig Jahren schon eine eigene Gesellschaft gegründet, „Wissenschaft im Dialog“. Web 2.0 und Social Media-Kanäle in der Wissenschaftskommunikation zu nutzen, ist das Mantra von „Wissenschaft im Dialog“ und deren Geschäftsführer Markus Weißkopf. „Die Netzgesellschaft ist ein Abbild der analogen Gesellschaft“, sagt er. Manchen mag das eine Tröstung sein, andere wird das richtig alarmieren.

In jedem Fall: Der Diskurs und die Auseinandersetzung über die Wissenschaftsfreiheit in Deutschland sind eine Notwendigkeit, und das Internet ist das Mittel der Wahl für jeden, der die Wissenschaftsfreiheit auch in den nächsten 70 Jahren genießen will.

Dafür gibt es, um die Kollegin der Spurensicherung aus dem Video der Jungen Akademie zu zitieren, „keine direkten Beweise“, aber „wir haben genügend Indizien gesammelt, die für diese Theorie sprechen“.

Alles klar?

Kampagne „Freiheit ist unser System“ der Allianz der Wissenschaftsorganisationen: www.wissenschaftsfreiheit.de/

Projekt zur Wissenschaftsfreiheit der Jungen Akademie:

www.diejungeakademie.de/aktivitaeten/projekte/wissenschaftsfreiheit/

Buchtipps:

Thomas Bauer: Die Vereindeutigung der Welt – Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Reclam, 2018

Franz Himpf: Die Freiheit der Wissenschaft – Eine Theorie für das 21. Jahrhundert. Metzler, 2017

Friedhelm Hufen: Die Freiheit der Wissenschaft und ihre „Feinde“ – 13 Thesen zur Wissenschaftsfreiheit. Lit-Verlag, 2019

Naomi Oreskes, Erik M Conway: Merchants of Doubt. Bloomsbury, 2011

Bernhard Pörksen: Die große Gereiztheit – Wege aus der kollektiven Erregung. Hanser, 2018



DIE AUTORIN

Christine Prubky ist Journalistin, Dozentin und Mediatorin in Berlin. www.christine-prubky.de, @cprussky



Das Märchen von der Chancengleichheit

ELITEN-BILDUNG

In Frankreich und den USA rekrutiert sich die Elite aus wenigen Elitehochschulen. In Deutschland nicht, aber der soziale Hintergrund deutscher Topmanager ist ähnlich, analysiert der Elitenforscher **Michael Hartmann**

Wirft man nur einen kurzen Blick auf die Elitenbildung in den USA und Frankreich, fällt sofort ein gravierender Unterschied zu Deutschland ins Auge. Beide Länder weisen, wie im Übrigen auch Großbritannien und Japan, ausgesprochene Elitebildungs-Institutionen auf. Der Weg an die Spitze von Politik, Wirtschaft, Justiz oder Verwaltung führt in der Regel über diese Einrichtungen. So haben gleich vier der fünf letzten US-Präsidenten ihren Studienabschluss in Harvard (Barack Obama) oder Yale (George Bush Senior, George Bush Junior und Bill Clinton) gemacht und der fünfte, Donald Trump, hat mit der Penn University auch eine der acht Ivy-League-Universitäten absolviert. In Frankreich bietet sich dasselbe Bild. Vier der sechs letzten Staatspräsidenten (Valéry Giscard d'Estaing, Jacques Chirac, François Hollande und Emmanuel Macron) haben die berühmteste Elitehochschule des Landes, die „École Nationale d'Administration“ (ENA), besucht, ein weiterer, François Mitterrand, die Elitehochschule „Institut d'études politiques de Paris“, kurz „Sciences Po“. Drei der vier Präsidenten, die die ENA besucht haben, weisen zudem den vorherigen Abschluss einer anderen renommierten Elitehochschule (Sciences Po oder École polytechnique) auf. Ebenfalls drei waren davor auf einer der beiden angesehensten Eliteschulen des Landes, dem Lycée Louis-le-Grand oder dem Lycée Henri IV. Diese Konzentration auf wenige Elitebildungsinstitutionen ist schon bemerkenswert.

In den anderen zentralen gesellschaftlichen Bereichen sieht es ähnlich aus. So hat, betrachtet man die 100 größten Unternehmen der beiden Länder, in Frankreich über die Hälfte der Vorstandschefs eine der drei renommiertesten Elitehochschulen (neben ENA und Polytechnique noch die „École des hautes études commerciales“, kurz HEC) absolviert. Nimmt man eine Handvoll anderer Elitehochschulen hinzu, kommt man sogar auf einen Anteil von fast zwei Dritteln. In den USA sieht es nicht ganz

so krass aus. Aber auch hier hat fast jeder dritte CEO an einer der Ivy-League-Universitäten studiert. Rechnet man ein Dutzend anderer berühmter Eliteuniversitäten wie Stanford, Berkeley oder das Massachusetts Institute of Technology, MIT, hinzu, ist es nahezu jeder zweite. Ein vergleichbares Bild bietet die hohe Justiz. Zwei der fünf höchsten französischen Gerichte, das höchste Verwaltungs- und das oberste Finanzgericht, werden von ENA-Absolventen beherrscht. Sie stellen dort 90 Prozent der Gerichtspräsidenten. Die Richter am höchsten US-Gericht, dem Supreme Court, haben sogar fast ausnahmslos einen Abschluss der Harvard Law School oder der Yale Law School.

Was George W. Bush und Emmanuel Macron verbindet

Wie die Karrieren in absolute Spitzenpositionen verlaufen, lässt sich gut anhand zweier Präsidenten illustrieren, nämlich an George W. Bush und Emmanuel Macron. Beide sind in großbürgerlichen Familien aufgewachsen. Macrons Vater war Professor der Medizin, seine Mutter Ärztin. Bush junior stammt sogar aus einer der berühmtesten Familien der USA. Sein Vater war Präsident und Ölindustrieller, sein Großvater Senator und Bankier. Beide hatten ebenfalls in Yale studiert. Bush junior hat seine Schulzeit wie schon sein Vater an der renommierten Privatschule Phillips Andover verbracht. Danach war er in Yale. Nach beendetem Studium hat er an der Harvard Business School noch einen MBA gemacht. Obwohl er im Gegensatz zu Vater und Großvater geschäftlich nicht erfolgreich war, wurde er 1994 zum Gouverneur von Texas gewählt und im Jahr 2000 schließlich zum Präsidenten der USA.

Bei Emmanuel Macron verlief die Karriere noch schneller und reibungsloser. Zunächst besuchte er eine private, von den Jesuiten geleitete Schule in seiner Heimatstadt Amiens, um dann auf die Eliteschule Henri IV in

Paris zu wechseln. Nach einem gescheiterten Versuch, an der für die wissenschaftliche Elite des Landes entscheidenden Elitehochschule „École normale supérieure“ (ENS) aufgenommen zu werden, ging er auf die für politische Karrieren zentrale Elitehochschule „Sciences Po“ und von dort schließlich auf die ENA. Als einer der besten Absolventen seines Jahrgangs konnte er danach unter den berühmten Eliteeinrichtungen der öffentlichen Verwaltung, den „Grands Corps“, wählen. Er wählte die renommierteste und für Karrieren in Wirtschaft und Politik erfolgversprechendste, die „Inspection des Finances“, die für die Kontrolle des Finanzsektors und der staatlichen Unternehmen zuständig ist. Bereits nach drei Jah-

ren Herkunft ihrer Studierenden. An der ENA kommen über 90 Prozent der Studierenden aus dem oberen Zehntel der Bevölkerung. Bei den anderen führenden Grandes Écoles sieht es nicht viel anders aus. Ein ähnliches Bild bietet sich auch an den US-Eliteuniversitäten. Ungefähr vier Fünftel der Studierenden stammen aus dem oberen Zehntel. Allein aus dem obersten Prozent rekrutiert die Ivy League mehr als aus den unteren 60 Prozent.

Bürgerkinder suchen Bürgerkinder

Für diese Selektivität sorgen die Auswahlverfahren der Elitehochschulen. Wer in bürgerlichen oder gar großbürgerlichen Familien aufgewachsen ist, hat entscheidende Vorteile. Erstens kann man die hohen Leistungsansprüche leichter erfüllen, weil man familiär mehr Bildung mitbekommen hat und auch die besseren Schulen besuchen konnte. Entweder konnte man sich teure Privatschulen leisten oder man wohnte in den teuren Stadtteilen mit den entsprechend guten Schulen. Zweitens entspricht die eigene Persönlichkeit dem, was die Auswahlkommissionen bevorzugen. Deren Mitglieder suchen in der Regel Personen, die ihnen ähneln. Kurz und knapp ausgedrückt, suchen Bürgerkinder nach Bürgerkindern. Die Maßstäbe sind entsprechend. Letztlich will man Menschen rekrutieren, mit denen man sich versteht, die man sich auch als Zimmergenossen vorstellen kann, so eine immer wiederkehrende Formulierung aus den Prüfungsprotokollen. Wer auch in der Prüfungssituation gelassen bleibt, souverän wirkt, Nichtwissen auch mal zugestehen kann, erfüllt die Kriterien. Das gelingt denen, die die Maßstäbe und ungeschriebenen Regeln familiär schon kennen, natürlich weit eher als jenen, denen all das wegen ihrer Herkunft völlig fremd ist. Außerdem sprechen sie auch dieselbe Sprache wie die Kommissionsmitglieder, das Französisch bzw. US-amerikanisch der sogenannten „besseren Kreise“ und nicht die normale Umgangssprache.

USA: Wer hat „Leadership“-Qualitäten?

An den amerikanischen Elitehochschulen spielt das Merkmal „Leadership“ bei den Persönlichkeitsmerkmalen eine zentrale Rolle. Man sucht jemand, von dem man aufgrund seiner Persönlichkeit mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen kann, dass er später eine hohe Führungsposition bekleidet. Das ist für die Hochschulen deshalb wichtig, weil diese Personen später nicht nur als großzügige Spender in Frage kommen, sondern auch für das Renommee der Institution wichtig sind. Wenn gleich drei Generationen Bushs in Yale waren, stärkt das das öffentliche Ansehen der Universität. Am Beispiel von George W. Bush lässt sich aber auch zeigen, wie das Merkmal „Leadership“ Leistungsanforderungen nötigenfalls in den Hintergrund drängen kann: Bush junior war allenfalls ein mittelmäßiger Bewerber, hätte nach Leistungskriterien also keine Zulassung bekommen dürfen. Da er aber aus einer der mächtigsten Dynastien des Landes kam, war so gut wie sicher, dass er später ein-

»DIE SOZIALE HERKUNFT DER DEUTSCHEN TOPMANAGER UNTERSCHIEDET SICH NICHT VON DER DER FRANZÖSISCHEN ODER US-AMERIKANISCHEN«

ren dort wechselte er die Seiten und ging zur Rothschild-Bank, zunächst als Investmentbanker, dann als Partner. Weitere vier Jahre später, im Jahr 2012, wurde er Mitglied von Francois Hollandes Präsidialstab und 2014 dann Wirtschaftsminister. Nach zwei Jahren trat er nach Auseinandersetzungen mit Hollande zurück und wurde schon ein Jahr später zum Staatspräsidenten gewählt, mit nicht einmal vierzig Jahren.

Die oberen vier Prozent

Diese beiden Biografien zeigen sehr schön die Parallelen wie auch die Unterschiede zwischen den Elitebildungssystemen der USA und Frankreichs. Gleich ist die zentrale Bedeutung von Eliteschulen und vor allem Elitehochschulen. Unterschiedlich dagegen sind die Karrierewege danach. Während in Frankreich mit den „Grands Corps“ Einrichtungen der staatlichen Verwaltung eine entscheidende Bedeutung zukommt und Wechsel zwischen Elitepositionen in verschiedenen Sektoren die Regel sind, trifft all das für die USA nicht zu. Die Verwaltung spielt dort keine Rolle und Wechsel gibt es nur zwischen Wirtschaft und Politik.

Was beiden Elitebildungssystemen aber gemein ist, das ist deren sozial hoch selektiver Charakter. Wie Bush und Macron stammt die Mehrzahl der Eliteangehörigen aus den oberen vier Prozent der Bevölkerung, Großbürgertum oder zumindest Bürgertum. Das trifft auf vier Fünftel der Vorstandschefs ebenso wie auf zwei Drittel der politischen Elite in Frankreich und den USA zu. Entscheidend für diese hohe soziale Exklusivität sind die Elitebildungsinstitutionen, vor allem die Elitehochschulen. Sie sorgen dafür, dass Spitzenkarrieren in erster Linie für den Nachwuchs der oberen vier Prozent reserviert bleiben.

Wie hoch selektiv die Elitehochschulen in sozialer Hinsicht sind, demonstrieren ein paar Zahlen zur sozia-

mal eine wichtige Führungsposition bekleiden würde. Dieses Kriterium erfüllte er zweifellos. Außerdem profitierte er von einer Regelung, die an allen privaten Eliteuniversitäten gültig ist. Die Kinder von Ehemaligen haben einen Bonus, der ihnen bei gleichen Leistungen eine weit höhere Zulassungsquote garantiert. In Harvard liegt sie zum Beispiel bei ungefähr 30 Prozent, verglichen mit nur gut fünf Prozent im Durchschnitt aller Bewerbungen. Dazu kommen dann noch die sehr hohen Studienkosten. Neben den Studiengebühren von fast 50.000 Dollar sind das die Kosten für Unterkunft, Verpflegung, Bücher usw., insgesamt noch einmal 25.000 bis 30.000 Dollar. Selbst wenn jemandem die Studiengebühren vollständig erlassen werden, bleibt noch eine Summe übrig, die einem halben durchschnittlichen Haushaltseinkommen in den USA entspricht. All das sorgt dafür, dass die Eliteuniversitäten Kindern aus der breiten Bevölkerung weitgehend verschlossen bleiben. Von der öffent-

»VON CHANCENGLEICHHEIT KANN WEDER AN DEN US-ELITEUNIVERSITÄTEN NOCH AN IHREN FRANZÖSISCHEN PENDANTS AUCH NUR ANNÄHERUNGSWEISE DIE REDE SEIN«

lich immer beschworenen Chancengleichheit kann weder an den US-Eliteuniversitäten noch an ihren französischen Pendants auch nur annäherungsweise die Rede sein.

Deutschland folgt bald nach

Deutschland kennt solche Elitebildungseinrichtungen bislang nicht. Die Angehörigen der Eliten studieren an einer Vielzahl unterschiedlicher Universitäten. Selbst Provinzhochschulen wie Paderborn oder Osnabrück sind unter den Vorstandsmitgliedern der 100 größten deutschen Unternehmen häufiger vertreten als die selbst ernannten Elitehochschulen EBS-Universität in Berlin oder die „WHU Otto Beisheim School of Management“ in Vallendar. Das dürfte sich in Zukunft Stück für Stück ändern. Mit der Exzellenzinitiative bzw. Exzellenzstrategie hat eine hierarchische Differenzierung Einzug gehalten, die auf Dauer auch hierzulande Elitehochschulen zur Folge haben wird. Das wird zwar noch einige Zeit dauern, der Trend ist aber schon heute erkennbar. Die Gewinner des Wettbewerbs sind bundesweit bekannt und verstehen sich selbst auch als Elite unter den Universitäten. Wenn ihre Absolventinnen und Absolventen erst einmal über längere Zeit in dem Bewusstsein, an einer Elitehochschule studiert zu haben, in Führungsposi-

»MIT DER EXZELLENZSTRATEGIE HAT EINE HIERARCHISCHE DIFFERENZIERUNG EINZUG GEHALTEN, DIE AUCH IN DEUTSCHLAND ELITEHOCHSCHULEN ZUR FOLGE HABEN WIRD«

tionen sitzen, werden sie bei Bewerbungen Hochschulen nicht mehr als im Grunde gleichwertig ansehen, sondern Bewerberinnen und Bewerber von einer der siegreichen Universitäten bevorzugen. Der heute nur relativ begrenzte Vorteil von Adressen wie Aachen, Berlin, Karlsruhe, Köln oder München wird dann zu einem grundsätzlichen Unterschied werden.

Die Auswirkungen auf die soziale Rekrutierung der Eliten werden sich trotzdem in Grenzen halten. Denn auch hierzulande sorgen die Auswahlverfahren im Berufsverlauf dafür, dass sich die soziale Herkunft der deutschen Topmanager nicht von der ihrer französischen oder US-amerikanischen Pendants unterscheidet. Bei den Mitgliedern der anderen Eliten, vor allem der politischen Elite dürfte sich allerdings der schon feststellbare Trend zu einer höheren sozialen Exklusivität noch weiter verstärken. Generell wird der Zeitpunkt der sozialen Selektion nach vorn verschoben. Umgekehrt wird sich aber auch die öffentlich immer geäußerte Hoffnung, durch die Konzentration von Mitteln auf wenige Elitehochschulen in der weltweiten Konkurrenz mit Harvard & Co. mithalten und so den Wissenschaftsstandort Deutschland stärken zu können, nicht erfüllen.

Wenn man berücksichtigt, dass die US-Elitehochschulen die Hälfte ihrer Wissenschaftler aus dem Ausland rekrutieren und dies mit ihren enormen finanziellen Ressourcen auch können, so wird die grundlegende Differenz zu Deutschland sofort sichtbar. Harvard allein verfügt über ein jährliches Budget, das ungefähr dem aller baden-württembergischen Hochschulen entspricht. Damit kann Harvard das große Manko des US-Hochschulsystems, die mangelnde Qualität in der Breite, ausgleichen. Man kauft einfach weltweit hochqualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein. Für Deutschland ist das kein Modell, was zur Nachahmung taugt. Es fehlt dafür einfach das Geld, und die Sprachbarriere kommt noch dazu. Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten ist daher das bewährte System der großen Qualität in der Breite unter Verzicht auf die absoluten Spitzenpositionen im Hochschulranking der vernünftigste Weg.



Prominente Beispiele für den kausalen Zusammenhang von Aufstieg und Herkunft: Emmanuel Macron und George W. Bush.



DER AUTOR

Prof. em. Dr. Michael Hartmann, 72, ist Soziologe, Autor zahlreicher Bücher und der bekannteste Eliten-Forscher Deutschlands. Bis 2014 war er Professor für Soziologie an der Technischen Universität Darmstadt. Zuletzt ist von ihm erschienen: „Die Abgehobenen. Wie die Eliten die Demokratie gefährden“, Campus-Verlag, Frankfurt am Main 2018

**SERIE: STUDIS
MACHEN MENSA
Teil 4**



Mensaköchin Jana Reimche zeigt, wie es geht, die Studierenden schauen genau hin: Den Nudelteig zu formvollendeten Pelmeni zu falten, sieht leichter aus, als es ist.

Mensa russisch

KOCHKURS

Nudel-Origami mit Studis: Beim „Russischen Kochabend“ des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim ist Fingerspitzengefühl gefragt. Eine Reportage

TEXT: Heike Hucht FOTOS: Charles Yunck

Sieht einfacher aus als es ist: Dazu darf man getrost das Falten von Nudelteig zählen, um echte Pelmeni zu produzieren. Zumindest, wenn man sich wie die meisten der zwölf Studierenden an diesem Russischen Kochabend des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim, zum ersten Mal daran versucht. In Russland sind die gefüllten Teigtaschen so bekannt und beliebt wie Ravioli in Italien und Maultaschen in Schwaben. In der Großküche der Tübinger Mensa Morgenstelle entpuppt sich das russische Nationalgericht erst einmal als frickelige Angelegenheit.

„Komplizierter als ich dachte“, räumt Julia Braun ein, den Blick konzentriert auf Teig und Finger gerichtet. Durch ein Plakat in der Mensa ist die 22-jährige Lehramtsstudentin auf die Veranstaltung des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim aufmerksam geworden. Ihre Kommilitonin Helena Sailer, die ebenfalls die Universität Tübingen besucht, hat sie gleich mitangemeldet. „Ich habe noch nie russisch gegessen und wollte das einfach mal ausprobieren“, erzählt die gleichaltrige Freundin, die nach ihrem Abschluss Englisch und Biologie unterrichten möchte. Um sich die Überraschung nicht zu verderben, hat sie gestern in der Mensa die Aktionstheke mit den Pelmeni bewusst links liegen gelassen und ein anderes Gericht gewählt.

Form und Fingerspitzengefühl

Die Teigware selbst zu fabrizieren, macht die neue kulinarische Erfahrung nochmal so eindrücklich. „Mit ein bisschen Übung klappt das schon“, ist sie zuversichtlich. Das Blech mit den ersten Faltversuchen zeigt: Bei den einen besser als bei den anderen. Die Kunst besteht darin, die Seiten der halbmondförmigen Teigtäschchen so miteinander zu verbinden, dass daraus eine runde Sache wird. Das formvollendete Ergebnis erinnert dann ähnlich wie die italienischen Tortellini an einen wohl proportionierten Bauchnabel.

Tröstlich für alle, die den Bogen noch nicht raus haben: „Man kann auch eine Pelmeniza zur Hilfe nehmen“, sagt Jana Reimche. Die Mensamitarbeiterin des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim demonstriert, wie die metallene Ausstechform funktioniert: den ausgerollten Teig darüberlegen und leicht andrücken, bis sich das Wabenmuster abzeichnet. Anschließend in jede Wabe einen Klecks Füllung geben und mit einer zweiten Teigschicht versiegeln. Das Nudelholz und die überstehenden scharfen Kanten besorgen den Rest. Ziemlich praktisch, finden die Studierenden. Bei der Methode ohne Hilfsmittel ist deutlich mehr Fingerspitzengefühl gefragt.

Wie ihre Kolleginnen Nadja Janzen und Lydia Neumann, die heute Abend ebenfalls didaktische Schützenhilfe leisten, ist Jana Reimche mit Pelmeni großgeworden. Schon als Kind hat die Spätaussiedlerin aus Tadschikistan gelernt, wie die Nudeltaschen am besten gelingen: dass der Teig aus Mehl, Eiern, ein bisschen Wasser und Salz weder zu dick noch zu dünn sein darf. Dass man lieber ein bisschen mehr als zu wenig Mehl nehmen sollte, damit nichts klebt. Und wie viele Spielarten unterschiedliche Füllungen ermöglichen.

Ihr Wissen heute Abend weiterzugeben, ist für die drei Mitarbeiterinnen von Küchenchef Martin Textor ähnlich spannend wie für die Studierenden, die Mensa aus der Küchenperspektive kennenzulernen. Weil der Teig ein gutes Stündchen ruhen sollte, hat das Küchenteam am Nachmittag bereits eine große Portion vorbereitet. Auch die beiden Füllungen sind bereits fix und fertig: der Klassiker aus Hackfleisch und eine vegetarische Alternative mit Pilzen. Gleiches gilt für den Krautsalat aus frisch geschnipfeltem Weißkohl. Andernfalls, so Martin Textor, hätten die Kocheleven mindestens fünf statt dreieinhalb Stunden für die Veranstaltung einplanen müssen.

„Die Studierenden sämtliche Komponenten selbst produzieren zu lassen, ist gar nicht unser Anspruch“, sagt Ulrich Brand. Der Assistent Hochschulgastronomie des Studieren-



Ulrich Brand

»Mit dem ›Russischen Kochabend‹ konnten wir den Studierenden zeigen, wie und womit wir arbeiten, wer hier tagtäglich einen tollen, verantwortungsvollen Job macht. Für beide Seiten eine bereichernde Erfahrung«

Ulrich Brand, Assistent Hochschulgastronomie des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim



Jana Reimche

»Toll, so viel echtes Interesse zu erleben. Die Studierenden haben sich große Mühe gegeben«

Jana Reimche, Mensamitarbeiterin des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim



denwerks Tübingen-Hohenheim hält heute Abend als Moderator der Veranstaltung die Fäden in der Hand. Viel wichtiger sei doch der Spaß an der Sache – ein Gemeinschaftsgefühl, das in Erinnerung bleibt. „Mit dem Kochabend geben wir Studierenden die Möglichkeit, die Mensa einmal anders kennenzulernen. Wir zeigen ihnen nicht nur, wie und womit wir arbeiten, sondern vor allem die Menschen, die hier tagtäglich einen tollen, verantwortungsvollen Job machen.“

Aktionen, ob saisonal inspiriert, produktfokussiert oder mit Länderschwerpunkt, bereichern in schöner Regelmäßigkeit den Speiseplan der zehn Mensen des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim. Insgesamt versorgt es 55.000 Studierende, neben Tübingen und Hohenheim auch in Albstadt-Sigmaringen, Nürtingen-Geislingen, Reutlingen, Rottenburg und Trossingen. Kochevents sind dagegen ein seltenes Vergnügen. Die letzte Veranstaltung dieser Strickart liegt schon ein paar Jahre zurück. Um Spätzle ging es im Oktober 2015, frei nach dem Motto ‚Schaben bei den Schwaben‘.

„Mensa International“ aus Thüringen stand Pate

Der „Russische Kochabend“ im November 2018 ist eingebettet in die Aktionswoche „Mensa International“, eine kleine Weltreise, von Orient bis Okzident, von Hähnchenbrust in Bananensoße bis zum Tomaten-Salzzitronen-Sugo. Die Rezepte stammen allesamt aus dem 2017 erschienenen Kochbuchs „So is(s)t die Welt“: 85 authentische internationale Gerichte, gemeinsam ausgetüfelt von Studierenden aus zwölf Ländern und Mensateams des Studierendenwerks. Für diese Initiative wurden die Thüringer unter anderem vom Auswärtigen Amt ausgezeichnet. Beim Studierendenwerk Tübingen-Hohen-



heim hat man sich davon gerne inspirieren lassen. Die Pelmeni zum Star der Abendveranstaltung zu küren, war für die Tübinger Mensaverantwortlichen vor allem eine pragmatische Entscheidung. Einerseits sei das Gericht eine attraktive Mahlzeit, andererseits könne man es dank großer Expertise in den eigenen Reihen kompetent umsetzen, so Martin Textor. Das erklärt auch die heutige Personalkonstellation. Als Küchenchef der Mensa Prinz Karl ist der kulinarische Schirmherr des Kochabends ebenso Gast in der Mensa Morgenstelle wie seine drei Mitarbeiterinnen. Unterstützt werden sie von Christian Kullmann. Der Mensakoch hat hier nicht nur seinen angestammten Arbeitsplatz, die russische Esskultur ist für ihn ebenfalls vertrautes Terrain.

Für Steffen Hardy sind Pelmeni zwar kein Neuland. Er hat sie schon häufig bei seinen russischen Freunden gegessen, allerdings noch nie selbstgemacht. „Damit kann man ja ganze Familien beschäftigen“, scherzt der Biochemie-Student. Obwohl die Gruppe alle Hände voll zu tun hat, leert sich die Teigschüssel nur langsam. Umso mehr freut sich der 22-Jährige auf das Ergebnis. „Ich mag die russische Küche sehr. Schade, dass man in Tübingen darauf verzichten muss.“ Allein deshalb wollte er gern



beim Kochabend dabei sein.

Selfies mit XL-Schöpfkellen

Neben dem gebürtigen Rheinländer gibt es zwei weitere männliche Teilnehmer. Mit drei zu neun sind die jungen Männer jedoch klar in der Minderzahl. Hätten sich insgesamt mehr als 20 Studierende gemeldet, wären die Plätze ausgelost worden. Fünf Euro zahlt jeder dafür, dabei sein zu dürfen. „Kostendeckend ist das natürlich nicht“, stellt Ulrich Brand klar. „Aber so können wir fast sicher gehen, dass jeder Angemeldete auch tatsächlich erscheint.“

Während die einen noch fleißig falten, bis auch der letzte Krümel zur Teigtasche verarbeitet ist, streifen die anderen schon durch die Küche. Handys werden gezückt und Selfies mit XL-Schöpfkellen geknipst. Christian Kullmann bietet spontan eine Mini-Führung durch die 400 Quadratmeter große Küche an und öffnet für die Gäste sogar das Kühlhaus. Weitere Schnapsschüsse halten das vollbrachte Werk fest: blecheweise Pelmeni, die je nach Füllung noch für vier bis sieben Minuten ein dampfend heißes Bad nehmen müssen.

Sowohl beim Einfüllen in das Kochgerät als auch beim anschließenden Anrichten der Teller fassen die Studierenden mit an. „Toll, so viel echtes Interesse zu erleben“, freut sich Jana Reimche. Auch Ulrich Brand zieht ein



durchweg positives Fazit. „Das habt ihr super gemacht!“, lobt er die Teilnehmerinnen und Teilnehmer vor dem ersten Happen am gedeckten Tisch. „Hammer“, „total lecker“ und „einfach klasse“, kommentieren die den Mix aus Krautsalat, unterschiedlich gefüllten Teigtaschen und Smetana, einem schmandähnlichen Dip. Außerdem hat die Küchencrew das übriggebliebene Hackfleisch noch flugs zu Frikadellen verarbeitet.

„Ich könnte mir gut vorstellen, das mal zu Hause nachzukochen“, meint Steffen. Nachschlag muss sein, auch für Julia und Helena. Die beiden haben sogar an Tupperdosen gedacht, um die Reste mit nach Hause nehmen zu können. Der Abend habe sich „auf jeden Fall gelohnt“. Nicht nur zusammen zu kochen fanden die Studentinnen spannend, sondern auch die Menschen hinter den Kulissen hautnah zu erleben. Dank und Respekt, der sich in spontanem Applaus äußert, als sich die Mensamannschaft bei den jungen Frauen und Männern verabschiedet.

Mehr kann man eigentlich nicht erwarten, denkt Ulrich Brand. Besonders freut ihn, dass sich die Studierenden eine Wiederholung wünschen. Logistisch und personell eine kleine Meisterleistung für das Studierendenwerk, besonders rund um den Semesterbeginn. Priorität müsse natürlich der ganz normale Mensabetrieb haben, so der Assistent Hochschulgastronomie. Bis zu 2.500 Essen gehen in der Morgenstelle jeden Tag über die Verkaufstresen. Aus Brands Sicht die Voraussetzung schlechthin, um eine Veranstaltung wie den „Russischen Kochabend“ zu planen und umzusetzen: auf der einen Seite Mensamitarbeiterinnen und -mitarbeiter, die sich überdurchschnittlich engagieren. Und auf der anderen Studierende, die sich wirklich interessieren. In Tübingen gibt es sie glücklicherweise beide.

Diese Reportage entstand im November 2018.

www.my-stuwe.de/mensa/mensa-morgenstelle-tuebingen/



DIE AUTORIN

Heike Hucht schreibt am liebsten über Essen und Trinken. Das Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim hat sie auf den Geschmack gebracht: Pelmeni stehen ab sofort neben Dim Sum ganz oben auf der Liste ihrer Lieblingsnudeln mit Füllung.

Gemeinsam falten, füllen – und schließlich genießen: Bei dem „Russischen Kochabend“ haben die Studierenden nicht nur ein leckeres Gericht kennengelernt. Auch hinter die Kulissen und den Profis über die Schulter blicken zu dürfen, hat ihnen ihr Studierendenwerk näher gebracht.



Helena Sailer

»Zum ersten Mal ein russisches Gericht probieren zu können hat mich genauso gereizt, wie die Mensa aus der Küchenperspektive kennenzulernen. Toll, die Mitarbeiter mal hautnah zu erleben«

Helena Sailer, 22, studiert Biologie und Englisch auf Lehramt an der Eberhard Karls Universität Tübingen



Tonio Mahr

»Der Kochabend kann locker mit kommerziellen Kochkursen mithalten. Besonders gut hat mir gefallen, dass man so viel mitarbeiten darf. Ein cooles Angebot zum studiefreundlichen Preis!«

Tonio Mahr, 27, studiert Geografie und Naturwissenschaften auf Lehramt an der Universität Tübingen

#neu wohnen

MODERNE STUDI-WOHNHEIME

Schnell, schön, architektonisch und energetisch anspruchsvoll ein Wohnheim sanieren oder bauen: Das können das Studierendenwerk Kassel und das Studentenwerk Hannover. Zwei Ortstermine

TEXT: Marijke Lass FOTOS: Kay Herschelmann

Kassel

Zentral, schön, grün und zu sozialverträglichen Preisen in Kassel wohnen? Für Studierende im Wohnheim an der Weserstraße 28 des Studierendenwerks Kassel ist das kein Wunschtraum, sondern Realität. „Es war ein absoluter Glücksgriff, dass ich in diesem sehr beliebten Wohnheim ein möbliertes Einzelapartment bekommen habe“, schwärmt die Psychologiestudentin Greta John. Sie gehört zu den Mieter/-innen der ersten Stunde. Weil gerade saniert wurde und weil sie noch in Norddeutschland lebte, konnte sie ihr zukünftiges Einzelapartment auch nur online als Grundriss anschauen und quasi „blind“ mieten. Etwas, das sie bis heute nicht bereut hat. Obwohl oder gerade weil die Arbeiten am Haus zu ihrem Einzug am 1. Oktober 2017 noch nicht ganz abgeschlossen waren – an der Fassade, dem Gemeinschaftsraum und der Außenanlage wurde noch weiter gebaut –, fühlt Greta sich hier so wohl. „Es war ein Vorteil, dass noch nicht alles fertig war, denn wir durften den Gemeinschaftsraum sowie den Grill- und Freizeitplatz mitgestalten“, schwärmt die 20-Jährige, die gerade ihren Geburtstag mit Freunden an besagtem Grillplatz gefeiert hat.

Campusnahes Wohnen darf kein Luxus sein

Greta ist eine von 72 Studierenden, die in den neu sanierten Einzelapartments wohnen. Die Zimmer sind hell und sonnig, die Mieten liegen deutlich unter der BAföG-Wohnpauschale von 325 Euro. Je nach Größe kosten die Apartments 270 bis 280 Euro, Nebenkosten inklusive. Campus und Studentenknäpfe sind in fünf Minuten zu Fuß zu erreichen und die Innenstadt in sieben Minuten mit der Tram. Zentraler geht es kaum. „Campusnahes Wohnen ist kein Luxus, sondern notwendig. Nicht nur wegen dichter Stundenpläne, sondern besonders für Studierende, die neu in der Stadt sind oder aus dem Ausland kommen. Die Nähe zu anderen Studierenden, die Tipps geben und ihnen zur Seite stehen können, hilft ihnen, sich zurechtzufinden“, betont die Geschäftsführerin des Studierendenwerks Kassel, Christina Walz.

Das 8-geschossige Wohnheim wurde in den 1950er Jahren erbaut. Damals diente es noch als Wohnhaus für Junggesellen, ab 1980 dann als Studierendenwohnheim. Eine Renovierung war dringend überfällig. Von März bis Oktober 2017 – in sportlichen sechs Monaten – und mit finanzieller Unterstützung vom Land Hessen schafften es das Studierendenwerk Kassel mit der WAS Kassel, Werkstatt für Architektur & Strukturplanung, das Wohnheim zu entkernen, umzubauen nach heutigen Ansprüchen energetisch fitzumachen – und pünktlich zum Semesterstart am 1. Oktober 2017 wieder bezugsfertig für die Studierenden zur Verfügung zu stellen.



Glückliche Energiesparegewinner des Monats: Die Wohheimtage, auf der auch Jingjing Cui, Frank Fischer und Sicong Fan wohnen, hat im Monat Juli am wenigsten Energie verbraucht. Dafür gibt's Mensagutscheine.



Das Studierendenwerk Kassel unterstützt nicht nur 72 Studierende mit Einzelapartments im sanierten Hochhaus Weserstraße 28, sondern auch Flora und Fauna: Nach der Sanierung des Wohnheims gibt es nun eine Wildblumenwiese, Vogelnistkästen, Insektenhotel, Ohrenkneifer-Pensionen und Fledermausboxen auf dem Gelände und am Haus.





Greta John

»Der monatliche Energiesparwettbewerb ist ein Ansporn für uns alle, wenig zu heizen und bewusst mit Energie umzugehen«

Greta John, 20, studiert Psychologie und engagiert sich als Wohnheimtutorin



Dr. Oliver Fromm

»Auch wenn die Mieten in Kassel noch deutlich unter denen anderer Ballungsräume liegen, ist geförderter Wohnraum für unsere Studierenden wichtig. Das Wohnheim Weserstraße ist mit seiner Nähe zum Campus und seiner Energieeffizienz ein Idealfall«

Dr. Oliver Fromm
Kanzler der Universität Kassel

Eine der größeren Herausforderungen war, „eine energetische Sanierung zu planen und auszuführen und diese im sensiblen Umgang mit der nicht alltäglichen Grundrissarchitektur in Übereinstimmung zu bringen bzw. darauf aufzubauen“, erklärt der Architekt Harm Köhne. Wände und Decken wurden verstärkt, die Be- und Entlüftung erneuert und die Fassade neu gestaltet. Die Fassadendämmung gemäß KfW-70-Standard bringt sogar die Bewohnerinnen und Bewohner selbst an sehr kalten Wintertagen zum Staunen: „Wir sind immer wieder überrascht, dass wir kaum heizen müssen“, erklärt Greta hochofret.

Wer verbraucht am wenigsten Energie?

Das Thema Energiesparen wird in der Weserstraße nicht nur sehr groß geschrieben, sondern auch aktiv praktiziert und gefördert. Im Eingangsbereich gibt es einen Monitor, der den tagesaktuellen Energieverbrauch der einzelnen Etagen anzeigt. Diejenige Etage, die am Ende eines Monats am wenigsten Energie verbraucht hat, bekommt Mensagutscheine vom Studierendenwerk Kassel geschenkt. Das sei ein Ansporn für alle, wenig zu heizen und bewusst mit Energie umzugehen, erklärt Greta, deren Etage zu ihrem großen Bedauern noch nie zu den glücklichen Gewinnerinnen zählte. „Aber ich wohne ja noch eine Weile hier und hoffe, dass Etage 5 es auch einmal schaffen wird“, erklärt sie schmunzelnd.

Berühmte Beuys-Eichen im Garten

Schon von weitem wirkt das Wohnheim, trotz seines Hochhauscharakters, durch seine Leichtmetall-Vorhangsfassade und die grüne Fassadenfarbgebung freundlich. Dies liegt auch an dem 2.500 m² großen Grundstück mit altem Baumbestand. „Mein erstes Großstadtleben hatte ich mir als jemand, der aus der Kleinstadt Mölln kommt, doch anders vorgestellt“, beschreibt Greta ihren ersten positiven Eindruck von dem hellen Wohnzimmer mit Blick auf grüne Baumkronen. Was viele Mieter/-innen gar nicht wissen: Einige dieser Bäume im Garten gehören zu Joseph Beuys' Projekt „7.000 Eichen - Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung“, das er 1982 auf der „documenta 7“ als Kunstwerk initiierte. Was aber alle wissen und schätzen ist das Engagement des Studierendenwerks für Flora und Fauna auf dem Ge-

lände und am Haus. Im Eingangsbereich ist farbenfroh und auffällig dargestellt, welche Bewohner das Studierendenwerk ebenfalls beherbergt und unterstützt: Bienen, Insekten, Fledermäuse, Ohrenkneifer und Vögel. Für sie gibt es Fledermausboxen am Haus, eine große Wildblumenwiese, Vogelnistkästen und ein Insektenhotel auf dem Außengelände. „Einiges davon haben Kindern und Eltern unserer größten Kita gemeinsam mit dem Team Studentisches Wohnen möglich gemacht“, beschreibt Christina Walz eine ungewöhnliche Kooperation zugunsten des Naturschutzes. Insektenhotel und Ohrenkneifer-Pensionen wurden nämlich selbstgebaut. Greta genießt das Leben in diesem Wohnheim. Und weil sie hier nicht nur leben, sondern auch „wohnen“ will, engagiert sie sich als Wohnheimtutorin und ist damit Ansprechpartnerin für alle Mitbewohnerinnen und -bewohner. Sie genießt die Gemeinschaft, das Zusammenreffen mit den anderen Studierenden und das tolle Ambiente in diesem Wohnheim - und ihren Rückzugsort, das Einzelapartment mit Blick ins Grüne.



Studierendenwerk Kassel

Zuständig für Kassel und Witzenhausen
25.000 Studierende
26 Studierendenwohnheime mit 1.100 Plätzen
Durchschnittsmiete: 240 Euro inklusive Nebenkosten
Bewerbungen für alle Wohnheime: aktuell 1.200

Wohnhaus Weserstraße 28

Kosten: 3,1 Millionen Euro
Kosten Außenanlage: 120.000 Euro
Umbauzeit: 6 Monate
Plätze: 72 Einzelapartments (17,9 m² bis 20,9 m²)
Miete: 270 bis 280 Euro

Foto: Sonja Rohde (Fromm)



Philine Strube und Frank Fischer kontrollieren immer mal wieder zwischendurch, welche Etage tagesaktuell die Nase vorn hat in Sachen Energiesparen.

Für Wohnheimtutorin Greta John war es ein „absoluter Glücksgriff“, in der Weserstraße 28 ein Einzelapartment zu bekommen. Sie genießt ihre eigenen vier Wände ebenso wie die Gemeinschaftsflächen: Etagenbalkone, Gemeinschaftsraum sowie die Außenanlage mit Grill und Freizeitplatz.



Christina Walz

»Die meisten Studierenden bewerben sich für bestimmte Wohnformen – moderne Einzelapartments wie im Haus Weserstraße 28 mit Gemeinschaftsräumen sind die begehrtesten. Wenn sie dann noch so campusnah liegen, gibt es kaum jemanden unter den Bewerberinnen und Bewerbern, der dort nicht gern einziehen würde«

Christina Walz, Geschäftsführerin des Studierendenwerks Kassel

Fotos: Kay Herschelmann | Studierendenwerk Kassel (rechts)



Eberhard Hoffmann

»Das Wachstum von Wohnheimplätzen hält mit dem Wachstum der Studierendenzahlen nicht mit. Um den Mangel an studentischem Wohnraum zu lindern, brauchen wir mehr öffentliche Förderung. Schließlich entlasten Wohnheime in Trägerschaft der Studentenwerke auf Dauer den Wohnungsmarkt.«

**Eberhard Hoffmann,
Geschäftsführer des
Studentenwerks Hannover**



Fotos: Kay Herschelmann | Nico Herzog (links)

Modern wohnen in zentraler Lage und im Grünen - in den Wohnhäusern am Georgengarten ist das möglich. Egal ob in einem der 64 Einzelapartments wie Jannik Harland (oben), oder in einem Vierzimmerapartment wie Calvin Fett (rechts). Beide fühlen sich rundherum wohl in ihrem Heim.

Hannover

Bezahlbar, zentral und dennoch grün wohnen im Herzen der Landeshauptstadt - das geht in den Wohnhäusern am Georgengarten des Studentenwerks Hannover. Die Neubauten, eingebettet in die Park- und Gartenlandschaft und am Rande der „Herrenhäuser Gärten“ gelegen, bestehen aus vier Gebäuden. Sie liegen gegenüber vom Zentrum für Hochschulsport, drei Minuten Fußweg vom Hauptgebäude der Leibniz Universität Hannover entfernt, in unmittelbarer Nähe zu öffentlichen Verkehrsmitteln, Mensen und zahlreichen Einkaufsmöglichkeiten.

Modern und begehrt

Die 64 Einzelapartments und 16 Zimmer in 4er-WGs in der Wohnanlage am Georgengarten sind heiß begehrt. Aktuell stehen 948 Studierende auf der Warteliste. Einer, der ein Zimmer ergattern konnte, ist Jannik Harland. Der Student der Geodäsie und Geoinformatik an der Leibniz Universität Hannover ist „Erstbezug“. „Ich hatte das Glück, eines der Einzelapartments mit 20 m² und einem 1,20-Bett als erster zu beziehen“, freut sich der 25-Jährige nach drei Jahren noch immer. Dass er Glück hatte, hier Mieter werden zu können, weiß er. „Die Lage ist genial, mein Institut ist in der Nähe, der Sportcampus mit vielen Angeboten für Studierende gleich gegenüber, die Apartments sind modern und die Häuser liegen im Grünen“, so Jannik. „Ich fühle mich hier pudelwohl“, ist seine Bilanz. Der Student engagiert sich in der Hauselbstverwaltung (HSV), die ein oder andere der monatlichen Partys und das Sommerfest gehen auf sein Konto. Zurzeit ist Klausurphase und bei allem Gemeinschaftsleben im Wohnheim, zu dem er aktiv beiträgt, ist er froh, dass er sich zum Lernen in sein Einzelapartment zurückziehen kann. Dieser Luxus kostet allerdings auch etwas mehr als die durchschnittliche Miete in einem Wohnheim des Studentenwerks Hannover. Für ein Einzelapartment zahlen die Studierenden hier 370 Euro, Internetzugang und Betriebskostenpauschale inklusive.



Calvin Fett

»Die Umgebung ist super, alles ist schön grün, man kommt überall gut hin, die Wohnung ist modern. Es gibt absolut nichts, worüber ich mich beklagen könnte«

Calvin Fett, 20, Student der Veterinärmedizin an der Tierärztlichen Hochschule Hannover





Studentenwerk Hannover

47.776 Studierende
 16 Studentenwohnhäuser mit 2.391 Plätzen
 Durchschnittliche Miete: 252 Euro inklusive Nebenkosten
 Warteliste für alle Wohnheime (Stand: Juli 2019): 1.903

Wohnhäuser am Georgengarten

Kosten: ca. 5,2 Millionen Euro
 Bauzeit: 18 Monate
 Plätze: 64 Einzelapartments à 20 m²,
 4 Vierzimmerapartments à 96 m²
 Miete: 356 bis 361 Euro
 Warteliste für Wohnhäuser am Georgengarten: 948



Die Mischung aus Rückzugsmöglichkeiten und Gemeinschaftsräumen ist perfekt. Jannik Harland (Mitte oben) organisiert die Gemeinschaftsparty und das Sommerfest. Zum Lernen und Relaxen zieht er sich dann gerne in sein Einzelapartment zurück. Wenn Calvin Fett und Jan Eric Förster (links unten) zwischendurch mal eine Pause vom Studientag brauchen, treffen sie sich in ihrer gemeinsamen Küche des Vierzimmerapartments zu einem kleinen Wettkampf auf dem Spielbrett.

Zum Vergleich: Die durchschnittliche Miete für ein Zimmer im Wohnheim des Studentenwerks Hannover kostet aktuell 252 Euro brutto.

Exponierte Lage im Grünen

Im Jahr 2016, nach 18 Monaten Bauzeit und mit Unterstützung des Architekturbüros ACMS Architektur-Contor Müller Schlüter, waren die dreigeschossigen Bauten bezugsfertig. Die vier Baukörper sind versetzt angeordnet und durch einen mittig liegenden Hof verbunden. Jeweils zwei dieser Kuben sind mit einem offenen Treppenhaus miteinander verbunden. Die Form der Neubauten orientiert sich an den daneben liegenden Bestandsbauten, die zeitgleich saniert wurden. Die vier Kuben sind klar strukturiert, die Innengestaltung ist gehobener Standard, modern und funktional zugleich. Die Gesamtliegenschaft wurde als Energieverbund an das Fernwärmenetz der nahegelegenen Müllverbrennungsanlage mit Kraftwärmekopplung angeschlossen. Neben der exponierten Lage gibt es noch eine Besonder-

heit an den Wohnhäusern: Sie stehen im Hochwasserschutzgebiet. Eine Nutzung des Erdgeschosses zu Wohnzwecken ist bei Neubauten in Hochwasserschutzgebieten nicht gestattet. Dort befinden sich daher Lernräume der Universität und Büroräume des Studentenwerks Hannover. Die 80 Wohnplätze sind im 1. und 2. Obergeschoss untergebracht. Auch für das Studentenwerk war das Bauen im Hochwasserschutzgebiet eine neue Herausforderung, insbesondere den Baugrund zu „ertüchtigen“, wie es im Fachjargon heißt. Dafür wurden zahlreiche Rüttelstopfsäulen bis zum tragenden Grund in vier Meter Tiefe in den Boden eingelassen. Die Gebäude selbst sind ohne Keller, kompakt und effizient gebaut. So könnten sie im Notfall ein Jahrhunderthochwasser überstehen. 2018 erhielt der Gebäudekomplex das „Niedersächsische Qualitätssiegel für sicheres Wohnen“ mit dem Prädikat „ausgezeichnete Qualität“. Der Maschinenbau-Student Jan Eric Förster und Calvin Fett, Student der Veterinärmedizin an der Tierärztlichen Hochschule Hannover, wohnen in einem Vierzimmerapartments in Haus C. Sie haben schon die erste Hochwasserwarnung für diese Gebäude miterlebt. Nach einem heftigen Regenschauer im vergangenen Jahr stiegen die Pegelstände in Hannover und eine erste Warnung erreichte die Studierenden. Die sahen es gelassen, denn ihr Apartment befindet sich im ersten Stock, was ihnen im unwahrscheinlichen Fall der Fälle trockene Füße garantieren würde. Außerdem gibt es im Eingangsbereich Vorrichtungen für Hochwasserschwellen, die schnell aktiviert werden können, erklärt Wolfram Wente vom Studentenwerk.

WG-Leben mit gehobenem Standard

Der 26-jährige Jan Eric und sein Mitbewohner Calvin, 20 Jahre alt, sind froh über ihre WG-Zimmer. „Ehrlich gesagt habe ich nichts, worüber ich mich in diesem Wohnheim beklagen könnte“, zieht Calvin sein Fazit. In Hannover ist bezahlbarer, zentral gelegener Wohnraum knapp, die Wartezeiten für ein Zimmer in einem Wohnheim des Studentenwerks Hannover sind mitunter lang. Wer ein Zimmer zu sozialverträglichen Preisen findet, kann sich glücklich schätzen. „Neuen bezahlbaren studentischen Wohnraum zu schaffen und zu erhalten, ist zentrale Aufgabe der Studentenwerke. Schließlich soll nicht der Geldbeutel, sondern das ideale Studienangebot die individuelle Wahl des Studienstandorts bestimmen“, erklärt Eberhard Hoffmann, Geschäftsführer des Studentenwerks Hannover. Mit dem Neubau der Wohnhäuser am Georgengarten könne das Studentenwerk nach zwanzig Jahren ohne öffentliche Förderung für neue Wohnheime endlich wieder zusätzlichen Wohnraum schaffen. Zur großen Freude aller - vor allem der Bewohnerinnen und Bewohner.



Prof. Dr. Volker Epping

»Die Schaffung von bezahlbarem studentischem Wohnraum ist elementar für den Hochschulstandort Hannover. Nur so haben wir eine Chance, Studierende aus dem Bundesgebiet, aber auch international an die hannoverschen Hochschulen zu holen«

Prof. Dr. Volker Epping, Präsident der Leibniz Universität Hannover



Jannik Harland

»Der Neubau am Georgengarten war mein erster Wunsch und ich fühle mich hier pudelwohl«

Jannik Harland, 25, studiert Geodäsie und Geoinformatik an der Leibniz Universität Hannover



DIE AUTORIN
Marijke Lass arbeitet als Journalistin und Lektorin in Berlin.
www.mediamondi.de



Andreas Zaby erinnert sich noch an den Moment, als ihm dieser Gedanke durch den Kopf schoss. Er saß in seinem neuen Büro, vor sich die Bestimmungen zur Beantragung und Abrechnung einer Dienstreise, und dachte: „Du bist jetzt in einer anderen Welt.“ 2008 war das, Zaby war gerade 40 geworden, und ein Abschnitt lag hinter ihm, der sich anfühlte wie ein ganzes Leben: Finanzvorstand einer Bio-Tech-Firma, die er um die Jahrtausendwende mit Kollegen gegründet hatte, immer neue Kapitalerhöhungen, Millioneninvestitionen, Firmenaufkäufe. Das Pendeln zwischen Deutschland und der Tochterfirma in den USA, manchmal buchte er den Transatlantikflug noch am selben Morgen. Und dann der Verkauf.

Für wieviel, sagt er nicht. Er hätte in der Branche bleiben können. Doch Zaby bewarb sich auf eine Professur an einer Berliner Fachhochschule – und ein paar Monate später saß er vor den Formularen. Ein Kulturschock? „Oh ja. Aber einer, den ich wollte.“

Andreas Zaby, inzwischen 51, hat auch in seinem zweiten Berufsleben eine rasante Karriere hinter sich: Professor für internationales

Management, schon zwei Jahre später Vizepräsident für Internationales. 2016 Präsident der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin (HWR), im gleichen Jahr Vorstandsvorsitzender des Fachhochschulverbundes UAS7, 2019 in den Vorstand des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) gewählt. Zaby zählt zu den einflussreichsten Repräsentanten der Fachhochschulen in Deutschland. Nur dass Zaby nicht wie einer aussieht: Er kleidet sich immer noch wie ein Manager, bevorzugt in gut geschnittenen Anzügen. Was treibt ihn an, diesen schmalen Mann, das schütterere Haar auf Millimeterlänge geschnitten, der immer so aussieht, als trainiere er gerade für den nächsten Marathon?

Eine Frage, deren Antwort für Zaby bei seinen Eltern anfängt. Sein Vater war das jüngste Kind einer Handwerkerfamilie, eines von neun Geschwistern, geboren im Sudetenland, starke katholische Prägung. Nach Kriegsende musste die Familie nach Bayern fliehen. „Sie haben über Nacht alles verloren“, sagt Zaby. „Wobei das nicht viel war.“ Seine Mutter kam in Chicago zur Welt, als Tochter irischer Einwanderer, ihr Vater arbeitete als Lokführer. Sie war die erste in ihrer Familie,

Manager mit Mission

ANDREAS ZABY

Studium in Kalifornien, Promotion in Jena, Karriere als Unternehmer, Präsident der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin (HWR): Andreas Zaby vereint Widersprüche. Ein Porträt

TEXT: Jan-Martin Wiarda FOTOS: Kay Herschelmann

die studierte – an einem „Teacher College“, da ging das damals gebührenfrei. Mit einem Zwei-Jahres-Vertrag der US-Armee kam sie nach Deutschland und unterrichtete die Kinder von GIs. In München lernte sie Zabys Vater kennen, auch er ein „typischer First Generation Student“, wie Zaby das nennt.

Zwei Lebensgeschichten, die für Zaby, so scheint es, zu so einer Art Leitbild geworden sind. „Die Aufgabe eines Bildungssystems“, sagt er, „besteht darin, den Aufstieg durch Bildung immer wieder aufs Neue zu ermöglichen.“ Natürlich sei das nicht die einzige Aufgabe, „aber gerade für uns Fachhochschulen ist es eine besonders wichtige.“ Überraschende Sätze für einen Ex-Manager und promovierten BWLer, für einen, der im Vorstand eines CDU-Ortsvereins im konservativen Berliner Stadtteil Zehlendorf sitzt. Aber nur auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick ist Zaby jemand, den der mitfühlende Katholizismus seiner Eltern genauso geprägt hat wie der amerikanische Leistungsoptimismus. Es ging los mit dem Kindergarten der US-Armee, über das Studium an der kalifornischen San Diego State University bis in die 2000er Jahre, als er als Finanzchef im

„Research Triangle Park“ von North Carolina auf Firmen-Shopping ging. Und Zaby sucht die Widersprüche: Die vibrierende Internationalität einer amerikanischen Forschungsuniversität tauschte er 1994 fürs Promotionsstudium an der Universität Jena ein. „Das darf man sich nicht so vorstellen wie heute“, sagt Zaby. „Das waren 100 Prozent Locals dort.“ Und wieder einmal genau das, was er wollte. „Ich möchte ein komplettes Bild der Welt haben“, sagt er. Das war auch der Grund, warum er beschloss, in die Wissenschaft zurückzukehren und für sein Ideal von Bildung einzutreten. „Du drittelst da doch dein Gehalt“, haben ihm Freunde gesagt. „Na, und?“ hat er zurückgefragt. Heute sagt er: „Bei aller Bürokratie und trotz der hohen Lehrverpflichtung ist das Leben eines Hochschullehrers unheimlich privilegiert. Man ist intellektuell frei.“

Er sitzt am Besprechungstisch in seinem weitläufigen Büro, an der Wand Luftbilder von den beiden HWR-Campusen in Schöneberg und Lichtenberg. Draußen am Kleiderständer baumelt sein Fahrradhelm. Der Anzug hält Zaby nämlich nicht davon ab, jeden Morgen zur Arbeit zu radeln, 17 Kilometer pro Tag – bei jedem Wetter.



Andreas Zaby über ...

die Jubiläums-Kampagne „unmöglich wichtig“ '50 Jahre FHs:

Der Slogan der Kampagne passt genau: Wir FHs tun viel Gutes, und wir müssen mehr darüber reden. Damit noch mehr Schulabgänger erfahren, dass es für sie die Option Fachhochschulstudium gibt.

die FH-Vereinigung „UAS7“:

Wir arbeiten gemeinsam an der Internationalisierung unserer Hochschulen, wir gucken uns gute Ideen in Studium und Verwaltung voneinander ab, und unsere Lobbyarbeit hilft allen Fachhochschulen.

die Hochschulrektorenkonferenz (HRK):

Die neue Führung um Peter-André Alt bemüht sich sichtlich um die Fachhochschulen, doch manchen in der HRK fällt es immer noch schwer, die Belange der Nicht-Universitäten gleichermaßen zu berücksichtigen.

Berlin als „Brain City“:

Unsere Stadt verfügt über eine unglaubliche Dichte an Wissenschaftseinrichtungen, und je mehr sie im Netzwerk arbeiten, desto stärker profitieren wir alle davon.

das Studierendenwerk Berlin:

Ein unheimlich wichtiger Partner für uns, der dringend Standorte für neue Studierendenwohnheime sucht. Wir helfen bei der Suche, wo wir können.

Als er 2008 kam, stand auf den Formularen noch „Fachhochschule für Wirtschaft“, ein Jahr später die Fusion mit der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege und der neue Name: Hochschule für Wirtschaft und Recht. Es war schon der zweite Zusammenschluss. 2003 war die damalige Berliner Berufsakademie in der Hochschule aufgegangen. Eine bunte Hochschule sei die HWR heute, sagt Zaby.

Die allerdings seit vergangenem Herbst mit einem anfangs lautstark ausgetragenen hochschulinternen Richtungsstreit Schlagzeilen macht. Schauplatz ist der Fachbereich Wirtschaftswissenschaften: Eine Mehrheit der Professor/-innen um Dekan Otto von Campenhausen wolle, so der Vorwurf, der Volkswirtschaft ihre disziplinäre Vielfalt mit Bereichen wie Sozialpolitik und Verteilung, Gender und Nachhaltige Ökonomie nehmen. Ziel sei, die HWR zu einer „bloßen Management-Schule“ umbauen, schrieben 26 Hochschullehrer/-innen an Wissenschaftsstaatssekretär Steffen Krach (SPD). Von Campenhausen wies die Vorwürfe zurück.

Zaby, der sonst so offen erzählt, wird bei der Frage nach dem Konflikt wortkarg. Der sei „Gegenstand eines extern professionell begleiteten Moderationsprozesses“, sagt er lediglich. Das von Krach geführte HWR-Kuratorium habe ihn als Präsidenten gebeten, „diesen in die Wege zu leiten“. Bis der abgeschlossen sei, habe man sich darauf geeinigt, „sich über die Inhalte und den Fortschritt nicht an die Presse wenden.“

Mit seiner bestimmten und doch ausgleichenden Art gilt der Präsident als einer, der auch diesen kräftezehrenden Streit befrieden kann. Die Zeit dafür ist allerdings knapp, denn die Berliner Fachhochschulen müssen gerade aufpassen, dass die kürzlich als „exzellent“ gekürten Berliner Universitäten ihnen wissenschaftspolitisch nicht die Schau stehlen. Und so erhöht Zaby die Schlagzahl und treibt nach der Internationalisierung die Digitalisierung der Lehre voran: Es gibt jetzt



zwei Studios mit allem technischen Drumherum, in denen Professor/innen Online-Vorlesungen produzieren können, unterstützt von professionellem Personal. Beide Studios seien gut ausgelastet, sagt Zaby. „Die Zukunft ist die Kombination von Präsenz- und digitalen Angeboten.“

Das klingt schick und modern, und wenn er schon mal dabei ist, setzt Zaby gleich noch einen drauf. „Wissen Sie, wie die nach der Dualen Hochschule Baden-Württemberg zweitgrößte staatliche Anbieterhochschule von dualen Studienplätzen in Deutschland heißt?“ Kurze Pause, dann: „Richtig, die HWR.“ Das Erbe der ehemaligen Berufsakademie strahlt seit dem Hype ums duale Studium besonders hell, 2.500 der 11.000 HWR-Studierenden sind schon heute in Studiengängen immatrikuliert, die die Ausbildung am Arbeitsplatz mit einem Studium kombinieren. Traditionell vor allem angehende Betriebswirte, Ingenieure und Informatiker, aber, wie Zaby sagt, da „geht viel mehr.“ Die duale Berufsausbildung stecke in der Krise. „Aber das heißt nicht, dass die Idee tot ist. Man muss sie nur in die Zukunft übersetzen. Diese Zukunft heiße duales Studium.“ Angesichts solcher Ambitionen passt es gut, dass der Berliner Senat das Portemonnaie weit aufgemacht hat; die Hochschulen mit ihren zum Teil arg in die Jahre gekommenen Standorten können überfällige Sanierungen angehen. Neubauten für die HWR sollen den Platzmangel lindern, den sie über teuer angemietete Räume kompensiert. Besonders, sagt Zaby, freue er sich auf die neuen Studierendenwohnheime, die in Lichtenberg entstehen sollen.

Im nächsten Jahr läuft Zabys erste Amtszeit ab, er will sich um eine Verlängerung bewerben. Und schärft nebenher sein überregionales Profil: seit drei Jahren beim Fachhochschulverbund UAS7, demnächst beim DAAD. Will da einer noch höher hinaus?

Statt einer direkten Antwort setzt Zaby zu einem Vortrag über die seines Erachtens unzureichende Forschungsförderung für Fachhochschulen an. „Bei den Programmen des Bundes hatten wir uns mehr erhofft, und bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft scheint noch ein Stückweit das Verständnis für unsere Belange zu fehlen“, sagt er.

Die Fragen, auf die Zaby an der HWR eine Antwort finden muss, stellen sich letztlich so ähnlich an Fachhochschulen überall in Deutschland: Wie sollen sie sich positionieren zwischen Region und internationaler Vernetzung, zwischen ihrem Lehrauftrag und zunehmenden Forschungsambitionen? Und wo bekommen sie die hochklassigen Leute her, um ihre Professuren zu besetzen? Die wissenschaftlich gearbeitet haben, dazu in der freien Wirtschaft, die den pädagogischen Impetus haben und die Bereitschaft, gegebenenfalls Gehaltseinbußen hinzunehmen?

Zaby sagt: „Solche Leute sind wie Goldstaub.“ Bei den UAS7 hat er deshalb sogenannte Roadshows gestartet, mehrmals im Jahr laden die Mitgliedshochschulen jetzt zu aufwendigen Events ein, Titel: „Professor/-innen werden an einer Fachhochschule“. Ein Riesenerfolg. Das mit der Roadshow ist meist das erste, was die UAS7-Präsidentenkollegen über ihren Vorstandsvorsitzenden erzählen.

Neulich wollte Zaby mal wieder etwas für sich tun. Also hat er das Kugelstoßen geübt und das Seilspringen, er ist geschwommen und gelaufen. Und hat nach ein paar Monaten die Prüfung zum Deutschen Sportabzeichen bestanden. Die Plackerei hat ihm echt Spaß gemacht.

ZUR PERSON

Prof. Dr. Andreas Zaby, 51, ist Professor für Betriebswirtschaftslehre und seit dem Jahr 2016 Präsident der Berlin Hochschule für Wirtschaft und Recht (HWR). Zaby studierte BWL an der Universität Bayreuth und an der San Diego State University; 1998 promovierte er an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Er hat die deutsche und die amerikanische Staatsbürgerschaft. Auf Bundesebene setzt er als HWR-Präsident zunehmend hochschulpolitische Akzente: als Vorsitzender des Fachhochschul-Verbands „UAS7“ und als kürzlich gewähltes Vorstandsmitglied des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD). Zaby begann seine Karriere bei einer Unternehmensberatung, anschließend war er Finanzchef eines erfolgreichen Biotech-Startups.

www.hwr-berlin.de/hwr-berlin/hochschulleitung/praesident



DER AUTOR

Jan-Martin Wiarda ist Journalist, Moderator und Blogger. Als er Andreas Zaby im August 2019 für dieses Porträt besuchte, fiel ihm als erstes der Fahrradhelm auf, der an Zabys Garderobenständer baumelte. www.jmwiarada.de

Fotos: Kay Herschelmann



Weder Markt noch Medien

KUNST UND GESELLSCHAFT

Zeitgenössische Kunst findet ihr Publikum – wenn man so unabhängig ist wie das Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe (ZKM). Eine Polemik von dessen Direktor **Peter Weibel**

Wie erlebe ich unsere Gegenwart an der Schnittstelle von Kunst, Öffentlichkeit und Gesellschaft? Zuerst einige empirische Beobachtungen: Die „ZEIT“ vom 19. Juni 2019 zieht es vor, eine ganze Seite über die Popgruppe Tokio Hotel zu schreiben, statt über Ausstellungen wie zum Beispiel des ZKM, die die Entwicklung der Skulptur des 20. und 21. Jahrhunderts auf zwei Stockwerken zeigt („Negativer Raum. Skulptur und Installation im 20./21. Jahrhunderts“, 6.4.-11.8.2019). Die „ZEIT“ schreibt auch nicht über ein großes bildungspolitisches Experiment zur Digitalisierung mit freiem Eintritt, freiem Obst, freien Getränken, freien Gedanken, freiem WLAN und freiem Strom (die zweiphasige Ausstellung „Open Codes. Leben in digitalen Welten“, 20.10.2017-5.8.2018 und „Open Codes. Die Welt als Datenfeld“, 1.9.2018-2.6.2019). Bei dieser Ausstellung wurde zum ersten Mal ein Museumsmodell präsentiert, das nicht nur eine Versammlung von Objekten darstellt, sondern auch eine Versammlung von Menschen, eine neue Lernumgebung. Die „Süddeutsche Zeitung“ schreibt in der Ausgabe vom 18. Juli 2006 lieber eine ganze Seite über ein Rolling-

Stones-Konzert in München, eine Band, die seit 40 Jahren immer das Gleiche spielt. Aber eine Ausstellung von Bazon Brock im Haus der Kunst („Lustmarsch durchs Theoriegelände: Uchronie - Ewigkeitsmanagement“) mit einer Rede von Peter Sloterdijk findet nur eine kurze Erwähnung.

Der „Spiegel“ ist ohnehin mehr oder minder eine Pop-Postille geworden und bevorzugt es, lieber über das neue Album von Madonna oder die österreichische Popgruppe Bilderbuch zu schreiben als über die Ausstellung „Die Algorithmische Revolution. Zur Geschichte der interaktiven Kunst“, die im Jahr 2004 im ZKM eröffnet wurde. Daher darf man sich nicht wundern, wenn im EU-Digitalisierungsindex Deutschland auf Platz 17 steht.

Das Fernsehen hat sich zwischen Tatort und Helene Fischer positioniert und sich von der Kultur längst distanziert. Die Wirklichkeit findet in den Massenmedien nicht mehr statt. Sie wird ausgeblendet und unterdrückt.

Die Massenmedien berichten nicht über die ausgestellte Kunst auf der Kunstmesse Basel, sondern über die großen Sammler*innen, die die Kunstmesse Basel besuchen

(„Focus“-Magazin Nr. 25/2019). In den Massenmedien findet also die Kunst keine Resonanz und kein Echo mehr. Die Kunst wird zunichte gemacht zwischen der Macht der Massenmedien und des Marktes. Die Massenmedien folgen dem Markt. Der Markt lebt von Privatsammler*innen, und diese kaufen verständlicherweise am liebsten Gemälde und Skulpturen, weil ja Hardware und Software der Medienkunst keine Jahrhunderte überdauern. Fotografien vergilben schnell. Aber eine Skulptur aus Stein oder ein Ölgemälde bleiben auch während 500 Jahren mehr oder minder so, wie sie geschaffen wurden. Es bedarf nur gelegentlicher Restaurierungen, während technische Medienkunstwerke auf Hardware und Software beruhen, die alle 10 bis 20 Jahre obsolet werden. Also müssen Medienkunstwerke ständig auf neuere Medien transponiert werden. Die Sammler*innen bräuchten einen eigenen Ingenieur, der sich um ihre Medienkunstsammlung kümmert. Daher fördert der Markt seit 100 Jahren nicht die wirklich zeitgenössische Kunst, nämlich medienbasierte Werke, sondern Gemälde und Skulpturen, die es schon seit Jahrhunderten gibt.

Doch leider sind auch die meisten Museen zur Magd des Marktes geworden und zeigen immer wieder Gemälde von Monet bis Picasso oder von Warhol bis Richter. Das ZKM ist eines der wenigen Museen, das sich weder dem Markt noch den Massenmedien unterwirft, sondern sich vor allem den Kunstrichtungen des 20. Jahrhunderts widmet, von SoundArt bis Performance, von BioArt bis zu computerbasierten Installationen, und mit Künstlern und Künstlerinnen kooperiert, die Pionierleistungen in ihren Werken vollbracht haben. Das ZKM hat sich also von der traditionellen Öffentlichkeit, den Massenmedien und dem Markt, unabhängig gemacht und seine eigene Öffentlichkeit geschaffen. Als Olafur Eliasson seine erste große Museumsausstellung im Jahr 2001 im ZKM hatte („Olafur Eliasson: Surroundings Surrounded“), gab es außer der regionalen Berichterstattung keine überregionalen Kritiken. Der Name war damals völlig unbekannt. Aber wir hatten 10.000 Besucher*innen im Monat – ganz ohne die Unterstützung der Presse und des Fernsehens.

Umgekehrt, wenn wir absichtlich Künstler und Künstlerinnen ausgestellt haben, von denen wir wussten, dass sie die Lieblinge der Presse sind, wie zum Beispiel Martin Kippenberger, hatten wir zwar viele überregionale positive Kritiken, aber nur 2.000 bis 3.000 Besucher*innen im Monat. Sie sehen, das Publikum agiert vollkommen unabhängig von der Presse. Ein Museum braucht in Wirklichkeit nicht die klassischen Medien der Öffentlichkeit. Und der Adressat von Ausstellungen ist ja nicht die Presse, sondern das Publikum. Die Presse hat ja nur die Funktion der Vermittlung zum Publikum. Und diese Funktion hat die Presse selbst eingebüßt. Wir erleben also im Augenblick einen Milieujournalismus, der nicht für den Leser bzw. die Leserin über die Wirklichkeit schreibt, sondern für sein Milieu, wie dieses sich seine Wirklichkeit wünscht, was dazu führt, dass die Zeitungen Leser*innen verlieren sowie



In den Massenmedien findet die Kunst keine Resonanz und kein Echo mehr. Die Kunst wird zunichte gemacht zwischen der Macht der Massenmedien und des Marktes.

die Parteien, welche die Wirklichkeit nicht zur Kenntnis nehmen wollen, Wähler*innen verlieren. Wenn also ein Museum ein Drei-Parteien-Problem ist, nämlich Politik, Presse, Publikum, zeigt sich, dass das Publikum der verlässlichste und intelligenteste Partner des Museums ist.

Das ZKM hat sich unabhängig gemacht von der Öffentlichkeit, die andere herstellen, und stellt durch seine Ausstellungen und Publikationen seine eigene Öffentlichkeit her. Das ZKM ist unabhängig vom Markt und den Massenmedien. Als Ergebnis hatte das ZKM im Jahre 2018 260.000 Besucher*innen – und das in einer Stadt wie Karlsruhe mit 300.000 Einwohner*innen, die kein Touristenmagnet ist wie Paris, New York oder Venedig.

Wir erleben im digitalen Zeitalter, um mit Jürgen Habermas zu sprechen, einen radikalen „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1962), der die Fundamente der Demokratie erschüttert. Schon dämmert die Morgenröte der (a) sozialen Medien als fünfte Macht des Staates. Gerhard Schröder hat einst auf die Frage, was er zum Regieren brauche, geantwortet: „Zum Regieren brauche ich nur BILD, BamS und Glotze“. Mit Donald Trump erleben wir erstmals einen Präsidenten, der nicht nur ohne, sondern gegen die Printmedien und die televisiven Medien regiert und agiert. Dieser Monarch der sozialen Medien wendet sich via Twitter direkt an Millionen von Followern bzw. Untertanen – und leider mit großem Erfolg. Die Technologien der Distribution werden über die Printmedien und die monopolistischen Staatsmedien hinausgehen und statt einer großen Kathedrale Kapellen der Öffentlichkeit schaffen. Neue Allianzen der öffentlichen Sphären werden entstehen. Jeder Einzelne, jede Institution wird nicht nur Sender im Netz, sondern auch selbst zum Massenmedium – mit einer riesigen Zahl von Followern, Lesern und Clicks: ohne Vertriebskosten. Doch der Nachteil ist schon längst absehbar: Kunst darf und kann heute alles sein: Religion, Politik, Moral, Journalismus – nur nicht Kunst.

Ich erwarte und wünsche mir daher von den Studierenden an den Hochschulen in Deutschland ein von Massenmedien und Markt unabhängiges und eigenständiges Denken. Im Zeitalter der Postdemokratie kann man nur noch und muss man alleine das Denken verteidigen.

DER AUTOR



Peter Weibel, 74, ist Künstler, Medientheoretiker und Kurator. Der Österreicher ist seit 1999 im Vorstand des ZKM, Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe, und seit 2017 Direktor des Peter Weibel Forschungsinstituts für digitale Kulturen an der Universität für angewandte Kunst Wien. www.peter-weibel.at



”

**ICH BLEIBE AM
BAFÖG DRAN**

13 Fragen an ...

ANGELA DORN

(Grüne), hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst

1 **Veganes Essen in der Mensa – ist das schon grüne Hochschulpolitik?**

Nein, das ist viel mehr. Im Kern bedeutet grüne Hochschulpolitik für mich, erstens für gute finanzielle Rahmenbedingungen zu sorgen, sodass autonome Hochschulen ihre Freiheit gestalten können. Und zweitens die soziale Öffnung der Hochschulen.

2 **Das heißt, dass Menschen auch auf einem anderen Weg als übers Abitur ins Studium kommen?**

Bildungsbiografien sind heute vielfältiger als früher. Viele formale Hürden des Zugangs an Hochschulen haben wir in Hessen bereits eingerissen. Mir ist aber wichtig, dass Menschen aus Nicht-Akademiker-Familien dann auch wirklich erfolgreich studieren.

3 **Sie wollen Arbeiterkindern helfen?**

Die Herausforderung ist komplex. Es fängt schon bei der Frage an: Welches Studium nehme ich auf, wie orientiere ich mich in einem Hochschulkomplex wie etwa der Frankfurter Goethe-Uni. Es ist nicht überall so nah und überschaubar wie in Marburg, wo ich studiert habe.

4 **Okay, wie unterstützen Sie Studieninteressierte dabei, den Kopf oben zu behalten?**

Zum Beispiel durch einjährige Orientierungsstudiengänge. Wir müssen den jungen Menschen ganz früh eine Vorstellung davon geben, wie reich unsere Bildungslandschaft ist. Auch schon in der Schule.

5 **Bekommt man die Scheine aus der Orientierung denn im richtigen Studium angerechnet?**

Studienleistungen in der Orientierungsphase lassen sich relativ leicht anerkennen. Aber beim BAföG hakt es noch. Im Zuge der BAföG-Reform haben wir uns dafür eingesetzt, dass das leichter wird – konnten aber die Bundesregierung noch nicht überzeugen. Da bleibe ich dran.

6 **Wird die akademische Bildung überbetont, nach dem Motto: „Was soll das, es studieren doch jetzt schon knapp drei Millionen junge Leute!“**

Wenn jemand eine Lehre macht, ist das kein bisschen weniger wert als zu studieren. Aber: Die Tür zum Studium sollte offenbleiben. Es darf keine Sackgassen geben.

7 **Finden Sie den Abi-Boom eigentlich gut oder schlecht?**

Er ist gut! Es ist doch wunderbar, wenn sich Menschen qualifizieren wollen. Und wir als Regierende müssen mit dieser Realität umgehen, indem wir Kapazitäten schaffen und gleichzeitig deutlich machen, wie wertvoll unser duales Ausbildungssystem ist. Bei jedem internationalen Besucher, den wir hier haben, gilt das als Vorbild.

8 **Kann man bei Ihnen das BAföG schon komplett online beantragen?**

Beantragen ja. Der Bescheid kommt allerdings noch per Post – da sind wir mit Bund und anderen Ländern dran.

9 **Bekommt Hessen jetzt ganz viele Studierendenwohnheime – immerhin sind gleich zwei grüne Minister in den zuständigen Ämtern, Wirtschaftsminister Tarek Al-Wazir und Sie?**

Wir haben noch Nachholbedarf in der Gesamtzahl der Wohnheimplätze, aber wir sind bei der Höhe des Zubaus bundesweit auf den vorderen Plätzen. Wir sind und bleiben dran; federführend ist der Kollege.

10 **Macht Ihnen der Roboter „Pepper“, der als Dozent an der Uni Marburg zu lehren beginnt, eigentlich Angst?**

Nein, ich finde das ein wunderbares Ausprobieren, wie man mit digitalen Medien die Lehre unterstützen kann.

11 **Wird Pepper der Dozent der Zukunft?**

Eher der Assistent der Zukunft – er wird nie einen Professor ersetzen.

12 **Haben Sie schon eine sichere Cloud für die Hochschulen?**

Wir lassen gerade die Hessenbox entwickeln. Der Pilot funktioniert im Test schon sehr gut. Unser Ziel ist es, dass im Jahr 2020 alle Studierenden und Lehrenden auf diese Cloud zugreifen können.

13 **Was bedeutet „Fridays for Future“ für die Hochschulen?**

Für die vielen Klima- und Umweltforscherinnen und -forscher ist die Fridays-for-Future-Bewegung starker Rückenwind. Wir arbeiten daran, dass die gesamte Landesverwaltung CO₂-neutral wird – einschließlich der Hochschulen.

Die 13 Fragen stellt ab dieser Ausgabe DSW-Journal wieder **Christian Füller**, Journalist, Buchautor und Pisaversteher christianfueller.com, Twitter: @ciffi

ZUR PERSON

Angela Dorn, 37, ist das Gesicht der nächsten Generation von Wissenschaftsministerinnen: jung, ehrgeizig, pragmatisch nach Verbesserungen für Studierende suchend. Die Grünen-Politikerin studierte in Marburg Psychologie, arbeitete als psychologische Betreuerin von Strafgefangenen und zog mit 27 im Jahr 2009 in den hessischen Landtag ein. Von 2017 bis 2019 war sie Landesvorsitzende der hessischen Grünen. Dorn hat an einer katholischen Maria-Ward-Schule für Mädchen das Abitur abgelegt, ist verheiratet und hat drei Kinder.

www.angeladorn.de
Angela Dorn auf Twitter:
@Angela_Dorn

DER DSW-PRÄSIDENT BRICHT EINE LANZE FÜR DIE STUDIERENDENWERKE

Nicht ohne die soziale Infrastruktur!

In vielen Gesprächen, die ich als DSW-Präsident führe, fällt mir immer wieder auf, wie, sagen wir, ausbaufähig bei meinen Gegenübern das Verständnis für oder die Kenntnis über die Studierendenwerke ist – gerade bei Kolleginnen und Kollegen von Hochschulen, aber auch der Politik außerhalb der Fachpolitik in Wissenschafts- oder Forschungsministerien.

Dabei sollte eines doch klar sein: Die Studenten- und Studierendenwerke sind integraler Bestandteil des deutschen Hochschulsystems. Ihre Leistungen – bezahlbares Wohnen, Hochschulgastronomie, BAföG, Kinderbetreuung, psychologische und Sozial-Beratung, um nur die einschlägigsten zu nennen – bilden die soziale Infrastruktur des Studiums. Sie ist unentbehrlich, damit Studieren gelingt – für viele Gruppen von Studierenden, wie etwa Studierende mit Kind, oder Studierende mit gesundheitlicher Beeinträchtigung, in einem ganz elementaren Sinne: Ohne die Service- und Beratungsleistungen der Studentenwerke könnten die meisten Studierenden überhaupt nicht studieren!

Zugespitzt: Ohne die Studenten- und Studierendenwerke würde das deutsche Hochschulsystem sofort implodieren. Die Rektorin der Universität Konstanz, Frau Prof. Dr. Kerstin Krieglstein, hat dieses Negativszenario mit viel Ironie so formuliert: „WG-Zimmer für 650 Euro im Monat, Mittagessen aus der Brotdose, Studienfinanzierung: Banküberfall ...“



»Ohne die Studierendenwerke würde das deutsche Hochschulsystem sofort implodieren.«

Warum betone ich das so? Weil noch viel zu oft die Studenten- und Studierendenwerke „vergessen“ werden: in Hochschulentwicklungsplänen von Bundesländern (wie neulich erst in Rheinland-Pfalz), oder in den strategischen Planungen von Bund und Ländern, jüngstes Beispiel die Fortsetzung der Hochschulpakete bzw. der aktuelle Bund-Länder-„Zukunftsvertrag Studium und Lehre stärken“: Da werden die Studienplatz-Kapazitäten ausgebaut – aber die soziale Infrastruktur wird schlicht ausgeblendet, sie bleibt außen vor! Ja zum Aufwuchs der Studienplatz-Kapazitäten, nein zum Aufwuchs der Wohnheimplatz-Kapazitäten? Das Hochschulsystem soll wachsen, die soziale Infrastruktur nicht? Wie soll das gehen?

Oder nehmen Sie das Beispiel Internationalisierung des Studienstandorts Deutschland: Die Bundesregierung jubelt darüber, dass Deutschland zum wichtigsten nicht-englischsprachigen Gastland für ausländische Studierende weltweit aufgestiegen ist. Schön! Nur: Wo sollen all diese Studierenden – bald werden es wohl 400.000 sein – denn wohnen, wenn nicht bei den Studierendenwerken, gerade jene Studierenden aus Nicht-EU-Ländern, die auf dem deutschen Wohnungsmarkt so gut wie keine Chance haben?

Kurz: Wie kann man eine strategische Hochschulentwicklung oder Internationalisierung planen ohne die Studenten- oder Studierendenwerke? Ich weiß es nicht. Sie?

Ihr

Prof. Dr. Rolf-Dieter Postlep
Präsident des Deutschen Studentenwerks
» rolf-dieter.postlep@studentenwerke.de

BUNDESPREIS FÜR KUNSTSTUDIIERENDE 2019

24. BUNDESWETTBEWERB
DES BUNDESMINISTERIUMS
FÜR BILDUNG UND FORSCHUNG

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



Deutsches Studentenwerk

BUNDESKUNSTHALLE



**Ausstellungseröffnung und
Preisverleihung,
17. Oktober 2019, 19 Uhr,
Bundeskunsthalle in Bonn**



EINFACHER ANSGELD.

Jetzt BAföG beantragen!

Ab dem Wintersemester 2019/20 gibt's
mehr Geld für mehr Studierende.